Ganz Berlin für Eine Mark.



C

Ganz Berlin für Eine Mark!



Die Reichshauptstadt

wie sie wurde und wie sie ist.

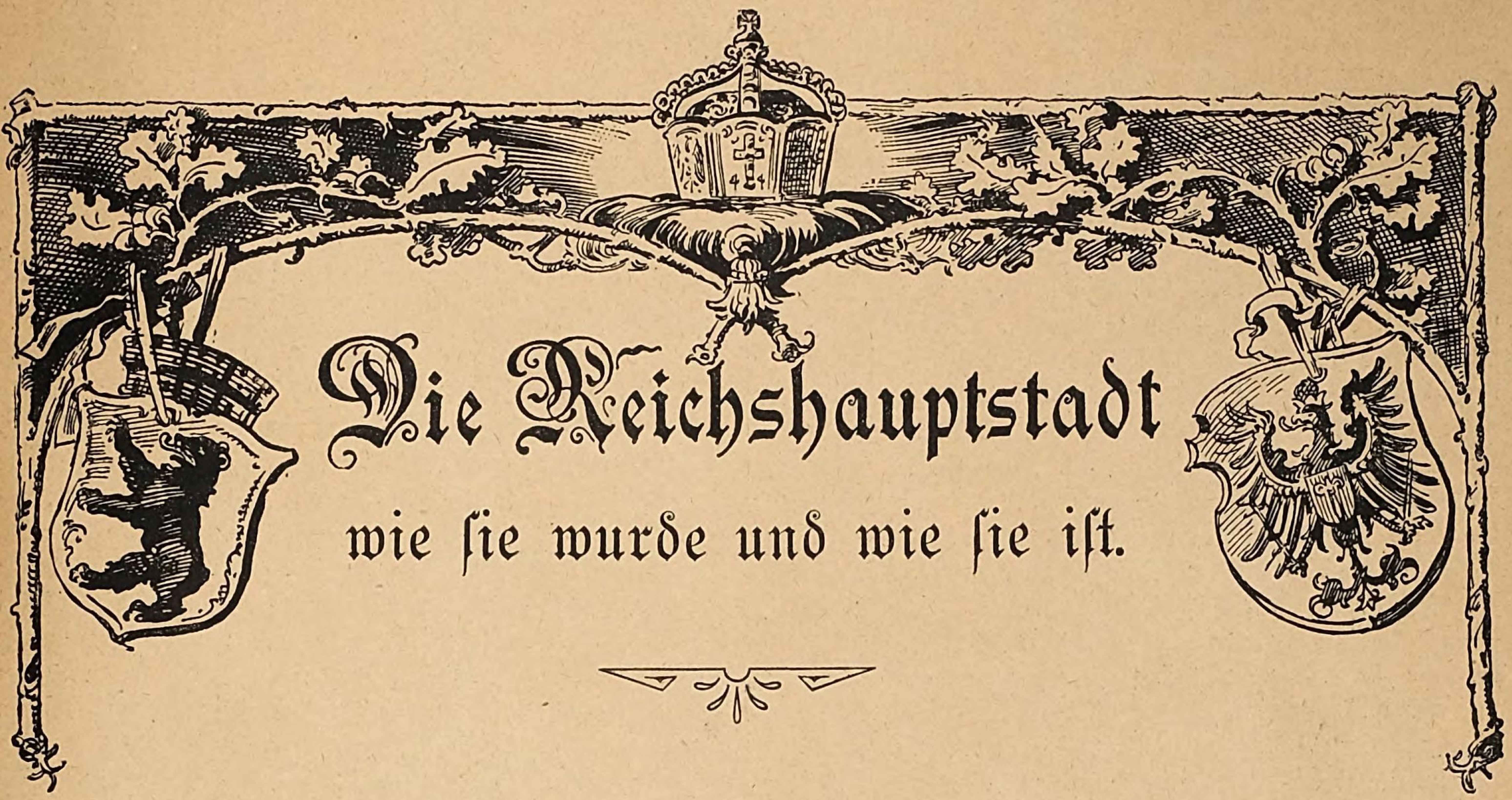
Schilderungen in Wort und Bild!

Text von Gerhardt Stein. d. i. Wilhelm Rubiner

[1896]

Berlin.

Druck und Verlag von Friedrich Schirmer.



Die Reichshauptstadt

wie sie wurde und wie sie ist.

Berlin . . . . ein kleines Wörtchen von wenig Buchstaben, aber eine ganze Welt! . . Ein Name und ein Inbegriff alles dessen, was das moderne Leben in Deutschland an Wollen und Können, an Großem und Schönem, an Gutem und — Bösem bietet.

Berlin, die glänzende Reichshauptstadt, nimmt unter den Städten Deutschlands eine eigene Stellung ein. Sie gleicht einem Individuum, das ganz ureigne Merkmale und Charakterzüge hat und sich nicht mit anderen Individuen in Parallele ziehen läßt. Gewiß! Berlin läßt sich nicht mit anderen Städten vergleichen; es ist gewissermaßen ein Stadtindividuum, das einzig für sich dasteht. Das Wort „Berlin" wird darum auch überall mit einer eigenen, besonderen Betonung ausgesprochen, und in dem Tone klingt es, als ob das Wort eine ganze Skala von Gefühlen hervorriefe. Sie sind nicht immer sehr sympathischer Natur, diese Gefühle; sehr oft hört man aus dem einen Worte etwas wie Haß und Zorn, manchmal auch jene bittere, mißachtende Ironie, hinter der sich etwas wie Neid verbirgt. Aber ebenso oft liegt in dem Tone uneingeschränkte Bewunderung, freudiges Staunen und herzliches Entzücken, — eine warme Sympathie, welche alle empfinden, die das vielverlästerte Berlin selbst kennen gelernt, die in einem längeren Aufenthalt in der Reichshauptstadt, in dem aufreibenden Kampf ums Dasein nicht Schiffbruch gelitten haben.

Ja, man kann es ruhig sagen: alle, die auf Berlin schlecht zu sprechen sind, haben — sofern ihr Urteil nicht durch Partei- oder Privatinteressen getrübt wird — von der Reichshauptstadt eine völlig falsche und verkehrte Anschauung. Sie sehen das Bild dieser Weltstadt gleichsam aus weiter, weiter Entfernung durch ein schlechtes Fernrohr, das verzerrte Linien zeigt. Sie sehen in maßloser Vergrößerung das, was sich gewaltsam zur Oberfläche hinaufdrängt, während alles übrige dem Blicke verborgen bleibt. Es ist wie bei der flüchtigen Betrachtung eines vielgestaltigen, detailreichen Gemäldes, an welchem dem oberflächlich streifenden Blick nur die Schattenmassen auffallen, während das Bild selbst, das eigentliche Kunstwerk, dem Auge verloren geht. Man hört täglich von den Unglücksfällen, von den Verbrechen und Vergehen, von den Prozessen, die sich in Berlin abspielen, und vergißt, daß die Reichshauptstadt nahezu zwei Millionen Menschen in ihren Mauern beherbergt, also fast soviel wie eine große Provinz in allen ihren Städten und Dörfern. Man liest in den Zeitungen täglich von der Überfülle, der Unmenge der Unterhaltungen und Vergnügungen, die Berlin bietet. Und daraus zieht man den Schluß, daß Berlin eine sehr vergnügungssüchtige Stadt sei, und daß die wichtigste Sorge der Berliner sich in der Frage zuspitzt, wo und wie man sich tagaus, tagein amüsieren kann.

Nun denn, wer Berlin auch nur flüchtig kennt, weiß sehr wohl, daß all die schönen Unterhaltungen und Vergnügungen zum allergeringsten Bruchteil für den Berliner bestimmt sind. Dieser, der Berliner nämlich, mag nach außen hin erscheinen, wie er will: zu Hause in Berlin denkt er nur sehr selten an Unterhaltungen. Da ist er ein Mann der Arbeit. Und zwar der rastlosen, energischen Arbeit; denn mehr als in jeder anderen deutschen Stadt tobt in Berlin der Kampf ums Dasein, stärker und intensiver als anderwärts herrscht die Konkurrenz auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, und in weit größerer Zahl als in anderen Großstädten konzentrieren sich in Berlin die besten Kräfte, die fähigsten Köpfe, die im Wettbewerb um die Arbeit die weniger Befähigten verdrängen. Da heißt es, alle Muskeln anspannen, alle Nerven anstrengen und die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit bis zum Äußersten steigern. Da fordert die Konkurrenz nach innen, der Kampf gegen den nächsten Bewerber, das größte Maß von Arbeit; während die Konkurrenz nach außen, der Wettbewerb, in den Berlin mit seinen Erzeugnissen gegenüber denen anderer Städte treten muß, die Energie aller Kräfte in höchstem Grade entfaltet. Berlin ist darum als eines der größten Industriezentren der Welt durchaus nicht jene Stadt der Vergnügungen, als welche sie dem harmlosen Zeitungsleser erscheint; sie ist vielmehr

eine Stadt strenger, ernster, ehrlicher Arbeit, eine Welt voll emsiger, ruheloser Thätigkeit, in der man kaum Zeit und Gelegenheit findet, trivialen Unterhaltungen und geistlosen Allotrien nachzugehen.

Ja, wenn der Berliner seinen Arbeitsrock ablegt, sein Comptoir, seine Werkstätte, sein Haus verläßt und sich wirklich einmal ein kleines Vergnügen gönnt, oder gar hinauszieht in die weite Welt — dann, ja dann geht eine eigentümliche Veränderung mit ihm vor. Dann ist er wirklich oft der „Berliner", wie er im Buche steht. Dann fühlt er sich „voll und ganz" als Großstädter, als Kind der „Stadt der Intelligenz" und hält es auch für notwendig, sich als „richtigen Berliner" zu deklarieren. Er weiß auch, daß er „draußen" nicht selten die Zielscheibe des Spottes ist, daß man ihn zwar duldet, aber nicht besonders liebt. Er ist dann wie ein Mann, der immer eines Angriffs gewärtig und stets bereit ist, ihn zu parieren. „Nur nicht verblüffen lassen!" ist darum seine Parole. Er hat immer die Antwort auf der Zunge, und je energischer der Angriff, desto drastischer ist die Entgegnung. Es ist sein stetes Ziel, den Gegner zu übertrumpfen, oder vielmehr, ihn abzutrumpfen. Charakteristisch für die Art, mit welcher der Berliner von der Defensive zum Angriff übergeht, bleibt immer die Anekdote von den beiden Reisegefährten, von denen der eine ein Sachse aus dem schönen Dresden, der andere ein Berliner ist. Während beide gemütlich beim Glase Bier sitzen, fliegt zufällig ein Storch vorbei. „Was ist das für ein Tier?" fragt verschmitzt der Sachse. „Nun, ein Klapperstorch," sagt der Berliner ahnungslos. „Nee," meint der Dresdener spöttisch, „es ist ein Preuße; er ist schwarz und weiß und hat einen riesigen Schnabel." Schnell gefaßt zeigt nun der Berliner auf den Mond. „Wissen Sie, was das ist?" „Der Mond." „Nein, das ist ein richtiger Sachse, denn er wird nur einmal im Monat helle."

Sehr oft freilich bedarf es nicht einmal eines Angriffs. In seinem Drange, sich nicht verblüffen zu lassen, nicht den Naiven zu spielen, nicht zu verraten, daß ihn irgend etwas in Erstaunen oder Bewunderung versetzt, verfällt er in eine Übertreibung, die mitunter zur nackten Prahlerei wird. Da äußert sich in ihm ein eigentümlicher Lokalpatriotismus, eine Art Fanatismus für Berlin, der schon ins Komische überschlägt. Es geht ihm nichts über Berlin, und der Fremde soll ja nicht glauben, daß es auch anderwärts Dinge giebt, die interessanter oder gar großartiger sind, als die Herrlichkeiten, die man in Berlin sehen kann. „Freund Y." — erzählt man einem Berliner, „war vor kurzem in Venedig und hat viele Gondelfahrten gemacht." — „Gott," meint der Berliner geringschätzig, „wenn unsereins ein paarmal um die lumpige Welt herumsegelt, ist es gerade nur eine Sonntagsnachmittagspartie." — In der Schweiz zeigt man dem Berliner eine gewaltige Alpenkette. Ruhig und kühl blickt er zu den in die Wolken ragenden Bergen empor und meint gelassen: „Wenn diese Berge bei Berlin ständen, wären sie noch viel höher."

Das ist allerdings der unfreiwillige Witz der lokalpatriotischen Überhebung, die „Schnodderigkeit," die der minder gebildete Berliner an den Tag legt. Der gebildete Berliner verletzt selten durch Aufschneiderei; häufiger aber durch seine kühle Kritik, durch eine gewisse Negation, die sich auf alles erstreckt, was nicht aus Berlin kommt. Und in mancher Hinsicht ist dies durchaus kein Wunder. Der Berliner ist eben Großstädter und trägt auch alle Merkmale des Großstädters. Er unterscheidet sich in der Kritik der Dinge, die er außerhalb der Großstadt sieht, in keiner Weise vom Pariser oder auch nur vom Wiener. Das Leben der Großstadt, die ungeheuere Fülle der Erscheinungen, der stete Wechsel, welcher sich unaufhörlich den Sinnen bietet, das Zusammenströmen der besten Kräfte, die Häufung der ausgezeichnetsten Erzeugnisse auf einem Punkte, lehrt vergleichen und urteilen. Nur daß der Pariser und der Wiener das reservierte Urteil in liebenswürdigere Form zu kleiden versteht und sich infolge seines Temperaments vom ersten Eindruck leicht hinreißen und leicht begeistern läßt; während sich dem kühleren, schon von Natur kritisch beanlagten und witzliebenden Berliner leicht ein Witz auf die Zunge drängt.

Aber es ist arge Verläumdung, wenn man den Berliner lediglich als begeisterungsunfähigen Witzbold, als kindischen Lokalpatrioten und als einen kalten, gefühllosen Menschen bezeichnet. Sein Witz, seine beißende, kritische Ironie schützen ihn durchaus nicht vor einer spontanen Aufwallung seiner Empfindungen, vor einer Begeisterung, die in ihrer Intensität dem Fremden keineswegs „berlinisch" erscheint. Ja wohl, der Berliner hat die Schwäche, nicht begeistert erscheinen zu wollen; aber wenn ihn das Gefühl übermannt, wenn ihm das Wohlgefallen an Großem, Gutem, Schönem, Bedeutendem vom Herzen zu Kopfe steigt — und dies geschieht weit öfter, als man „draußen" vermutet, — so geberdet er sich, bei aller erzwungenen Reserve, ganz so unmittelbar naiv wie jene, denen die Begeisterung als Erbteil zugesprochen wird. Nur daß bei diesen leicht zu entflammenden Naturen die Begeisterung wie ein Strohfeuer verfliegt, während sie in dem kritischen, kühlen und schwer zu erwärmenden Berliner als ruhiges Feuer im Herzen weiter brennt.

Und es ist nicht gerade sein liebes Ich, für das er sich so begeistert; auch nicht seine schöne Vaterstadt Berlin, für die er so viel Bewunderung zur Schau trägt. Der Berliner ist gewissermaßen von Natur ironisch, und ganz in derselben Weise, wie er seine Umgebung und seinen lieben Nächsten ironisiert, so kehrt er auch die Ironie gegen sich selbst. Mehr aber noch gegen sein vielgelobtes Berlin, das er nach jeder Richtung hin bespöttelt und bekrittelt. Ist der Berliner daheim, so kommt ihm jedweder Lokalpatriotismus abhanden und er sieht die Schwächen seiner Vaterstadt mit weit schärferen Augen, als der kritische und forschende Fremde. Diese zersetzende Selbstkritik findet auch einen starken Ausdruck in der Tagespresse und in den Witzblättern, oft einen so starken Ausdruck, daß ein Berliner Reichstagsabgeordneter, der gleichzeitig der Stadtverwaltung angehörte, in einer Reichstagssitzung im Jahre 1879 den kritischen Angriffen mit folgendenden Worten entgegentrat: „Berlin ist die bestverleumdete Stadt der Welt, und dies umsomehr, als es sich diese Verleumdung durch seine Organe meist selbst besorgt. Die Berliner Presse schwärmt so sehr für ein Übermaß von Selbstkritik, daß sie fast täglich in ihren Feuilletons und ihren Witzblättern der Welt verkündigt, wie keine andere Stadt der Welt noch so unendlich weit in der Kultur und in den Ansprüchen an ein großartiges Leben zurück sei, als gerade Berlin; während doch in Wirklichkeit sehr viele Dinge in Berlin zu rühmen sind, und Einrichtungen, in denen Berlin alle anderen Hauptstädte überstrahlt."

Nur wer in Berlin lebt, weiß, wie viel Wahrheit in diesen Worten liegt. Der Lokalpatriotismus ist im Berliner, so lange er daheim ist, latent, ja so verborgen, daß man kaum eine Spur davon merkt. Aber er kommt mit Plötzlichkeit zum Ausbruch, sobald ein Fremder es versucht, die Reichshauptstadt zu bekritteln, und auch sobald der Berliner das Weichbild der Stadt hinter sich hat. Da erst scheint in ihm die Erkenntnis wach zu werden, daß sein Berlin doch schöner und großartiger ist, als er es selbst gewußt. Er fängt nun an, zu vergleichen und alles mit einem besonderen Maßstabe zu messen, und verfällt dann in jene Überschätzung Berlins und in jene Großsprecherei, die dem Fremden so unleidlich ist,

eine Großsprecherei, die der Berliner nachträglich in strenger Selbstkritik selbst verspottet, ungefähr wie in jenem Couplet, das vor einigen Jahren unter großem Beifall in einem Berliner Theater gesungen wurde, ein Couplet, das eine Eigenart der Berlinerin in drastischer Weise charakterisiert:

Kommt man nach München oder Wien
Oder sonstwo ins Theater hin,
Kaum setzt man sich, dann geht es schon
Gleich los im allerlautesten Ton:
Ach Jott, wat det hier enge is,
Wat det für een Jedränge is,
Hier setz ick mir schon lang nich 'rin! —
Das nennt man eine Berlinerin!

Ja, die Berlinerin! Das ist auch ein ganz besonderer Schlag: viel besprochen, viel bespöttelt und verläumdet, aber immer besser als ihr Ruf. Man hat sich seit einigen Jahren daran gewöhnt, die „weit berühmte" Frau Wilhelmine Buchholz mit der Berlinerin zu identifizieren. Mit Verlaub: die gute Frau Wilhelmine hat mit der wirklichen Berlinerin des Mittelstandes so wenig gemein, wie die Hamburgerin oder die Hannoveranerin. Frau Wilhelmine Buchholz ist der Typus einer derben Frau aus dem deutschen Kleinbürgerstande, oder sagen wir es genauer, der Frau der „kleinen Leute." Diese gute, amüsante Dame, die der deutschen Frauenwelt so viele fröhliche Stunden bereitet hat, ist in Wahrheit weiter nichts, als eine Hökerin, die in modische Kleider gesteckt und in die „gute Stube" einer Berliner Bürgersfrau versetzt wurde. So wie sie sich gehabt, so wie sie sich ausdrückt, so wie sie empfindet, so gehaben sich alle Höckerinnen von der Ostsee bis zu den Vogesen, vom Weserstrande bis zur Donau; . . . nur daß Frau Wilhelmine berlinisch spricht, das ist der einzige Unterschied.

Frau Sepherl vom Naschmarkt in Wien ist ihre geistige Zwillingsschwester; es ist derselbe Typus, mit denselben Gefühlen und demselben Charakter, nur daß sie die Marktschürze trägt, keine noblen Allüren heuchelt und „weanerisch plauscht."

Nein, die Berlinerin ist mit Frau Wilhelmine Buchholz ganz und gar nicht identisch. Die Berlinerin ist ja durchaus nicht ein Ausbund aller Vorzüge . . . mein Gott, jeder Mensch hat eben seine kleinen Fehler. Auch die Berlinerin hat einige kleine Schwächen, und diese werden nicht einmal so sehr in Berlin, als vielmehr „auswärts" wahrgenommen. Unter diesen Schwächen ist nicht etwa ihre heilige Ehrfurcht vor dem zweierlei Tuch gemeint, . . . ein liebevoller Respekt, den sie mit den Geschlechtsgenossinnen anderer Großstädte teilt. Auch nicht ihre etwas steife, soldatische Haltung, die ihr oft den Anschein giebt, als hätte sie „einen Ladestock im Rücken." Das ist im militärischen Berlin traditionell, dafür sorgen schon die Mütter, die ihre Töchter durch unaufhörliche Ermahnungen so stramm und gerade richten, wie es die Gardesoldaten bei der Parade sind. Daß die Berlinerin aber trotz ihrer strammen Haltung mit einer unnachahmlichen Kopfbewegung und einem „fast hörbaren Ruck der Augen" auf der Straße und im Salon jede Frau von Kopf bis zu den Füßen mustert und in dem minimalen Zeitraum einer Sekunde die Toilette ihrer Geschlechtsgenossin — einerlei, ob diese ihr bekannt ist oder nicht — auswendig studiert . . . . . das ist allerdings eine Schwäche, die jeder Nichtberlinerin leicht auf die empfindsamen Nerven fällt. Schon daraus ergiebt sich, daß die Berlinerin großes Gewicht auf Toilette und — sagen wir es gerade heraus — auf äußeren Schein legt. Sie will gerne etwas hoch hinaus, sie möchte gerne mehr scheinen, als sie ist, und in dieser Sucht nach äußerem Schein putzt sie sich etwas stärker, etwas auffallender auf, als es der ganz vornehme, ästhetische Geschmack für zulässig hält. Die Berlinerin will eben die neueste, ja die allerneueste Mode mitmachen, und sie will so erscheinen, daß man an ihr diese neueste Mode und die Eleganz auch sofort wahrnimmt. Daß dabei ein kleines Zuviel geschieht, das bringt sie wohl in den Ruf, daß ihr Geschmack nicht ganz fein sei. Aber man frage nur die Schneiderinnen und Putzmacherinnen . . . sie werden gewiß bestätigen, daß die Berlinerinnen sehr viel Geschmack an den Tag legen . . .

Die Berlinerin steht auch in dem Rufe, etwas krittelig zu sein. Nun, wir wissen ja — die Kritik ist mal eine Eigentümlichkeit, eine angeborene Eigenschaft des Berliners, warum also nicht auch seiner „besseren Hälfte." Wenn die Berlinerin irgend wo hinkommt, hat sie mit wahrem Feldherrnblick das ganze Terrain überschaut, und keine Schwäche der lieben Nächsten ist ihrem Auge entgangen. Und wenn sie eine andere Stadt besucht, so regt sich in ihr die Liebe zu ihrem schönen Berlin und sie fängt an, zu vergleichen, zu urteilen, vielleicht auch über die Gewohnheiten der Nichtberliner sich etwas zu ärgern; — du lieber Gott, in der Welt ist ja nichts vollkommen, und auch in anderen Städten giebt es Sitten, Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, die nicht gerade rühmenswerter sind, als die in Berlin, — und so kommt jene Krittelichkeit zum Vorschein, die man besonders der Berlinerin zum Vorwurf macht. Geben wir aber der Wahrheit die Ehre, so werden wir entdecken, daß es nicht gerade die Berlinerin allein ist, die in der Fremde ihr kritisches Talent leuchten läßt. Die modernen Hotelpreise, die oft sehr lässige Hotelbedienung, die Vorliebe der Kellner, in die Rechnungen Posten einzusetzen, die eben nur in der Phantasie der Kellner existieren, die Neigung vieler Kaufleute, die Fremden „ordentlich" zahlen zu lassen, — alles dies hat schon manche Nichtberlinerin in ehrliche Entrüstung versetzt und manche sonst liebenswürdige und nachsichtige Frau in einen bissigen Kritikaster gewandelt. Und wollen wir schließlich zur Verteidigung der Berliner in der Ehrung der Wahrheit einen Schritt weiter gehen, so konstatieren wir hiermit, daß man es in Berlin alle Tage erlebt, wie Besucher aus Großstädten von dem Range von Treuenbriezen und Posemuckel an Berlin absolut nichts Schönes und Gutes finden, sozusagen kein gutes Haar an der Reichshauptstadt lassen und nach dem Genuß aller Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen zu dem Schluß kommen, daß es in Treuenbriezen und in Posemuckel doch tausendmal schöner und großartiger sei, als in dem prahlerischen, reklamemachenden Berlin.

Es ist eben eine Eigentümlichkeit fast aller Menschen, daß sie auswärts erst das zu schätzen, ja zu überschätzen beginnen, was sie daheim kaum beachten. Der kritische Berliner hat an den Institutionen seiner Vaterstadt viel auszusetzen, und da man in Berlin so liebenswürdig ist, auf die Kritik zu hören und in allem neu Entstehenden immer weitere Vervollkommnungen anzustreben, so redet man sich in Berlin immer mehr in die Kritik hinein, zumal nichts auf Erden vollkommen sein kann. Wenn nun der Berliner nach auswärts kommt und sieht, daß man an anderen Orten in vielen Dingen noch immer auf dem älteren Status steht, — ist es da ein Wunder, wenn sich in ihm der echt berlinische Lokalpatriotismus regt?

Die Berlinerin nun giebt diesem Lokalpatriotismus in einer ganz eigenen Weise Ausdruck. Anders als ihr Herr Gemahl, der von vornherein eine kritische Miene aufsetzt und eine witzige Bemerkung stets auf den Lippen hat, ist sie, als der zartere Teil, für Eindrücke leicht empfänglich. „Allerliebst", „sehr hübsch", tönt es aus ihrem Munde; dann heißt es in echt berlinischer Steigerung: „Entzückend!" „Himmlisch!" — Der nichtberlinerische Zuhörer ist sehr angenehm berührt von diesem freundlichen Urteil, von dieser warmen Begeisterung, . . .

er weiß nicht, daß diese Ausrufe nur den Anfang des Urteils bilden. Und nun kommt die Fortsetzung in der That nach. „Wahrhaft himmlisch!" meint die Berlinerin begeistert, „aber" — — — ja, nun heißt es: „Aber," und dieses Aber ist es, welches das Urteil modifiziert und die Begeisterung wie ein grauer Nebel durchsetzt.

Man glaube jedoch nicht, daß die Berlinerin deswegen unfähig sei, sich wirklich zu begeistern. Sie besitzt einen so starken Fond von echter Gemütswärme, daß die kalte Kritik bei ihr völlig ausgeschlossen ist. Sie will es sich nur nicht merken lassen, daß sie ergriffen, daß ihr Gemüt gepackt ist, und darum gleitet sie mit einer kritischen oder humoristischen Bemerkung über die Dinge hinweg. Will man die Berlinerin richtig beurteilen, so urteile man nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Thaten. Und wer das Leben in Berlin kennt, der weiß, welcher begeisterungsvollen, aufopfernden, hochherzigen Thaten die Berlinerin fähig ist. Mit selbstironisierenden, witzigen Bemerkungen auf den Lippen ist sie imstande, wie eine Märtyrerin zu dulden, die größten Entbehrungen zu ertragen, ohne daß ein Laut der Klage aus ihrem Munde kommt. Wie sie stolz ist auf den Ruf und die Ehre ihres Gatten, so vertritt sie mit wahrer Leidenschaft seine Interessen und ist ihm eine wahrhaft liebende Gefährtin, deren einziger Gedanke sich darin konzentriert, ihm das Leben angenehm und behaglich zu gestalten.

Darin eben liegen die Wurzeln ihrer Kraft, der Kraft, die aus einem sehr stark ausgeprägten Familiensinn entspringt. In jedem echt Berliner Hause — von der ärmsten Arbeiterwohnung bis zu den prunkhaften Räumen der oberen „Zehntausend" — ist auf den ersten Blick das sorgsame Walten der guten Hausfrau wahrzunehmen. Peinliche Sauberkeit überall, — hie und da sogar allzupeinliche, strenge Ordnung, die dem Ganzen den Charakter einer gewissen Steifheit verleiht. — Alles erscheint zu jeder Zeit, wie erst aus der Schachtel gepackt. Dabei ist nirgends ein Zug von Sparsamkeit zu verkennen, zumal sich gerade die richtige Berlinerin in ihrer Lebensführung und ihrer Wirtschaft durch Sparsamkeit und sorgsames Zusammenhalten und Verwenden der Mittel auszeichnet, ohne deswegen nur einen Moment in Geiz zu verfallen. In der Balance zwischen Einnahme und Ausgabe bei kleinen Mitteln, wobei auch gesellschaftliche Pflichten und gewisse Ersparnisse für die Zukunft Berücksichtigung finden, hat es die Berlinerin überhaupt geradezu zur Virtuosität gebracht. Sie spielt in ihrem eigenen Hause nie die große Dame, welche die Hände in den Schoß legt und wartet, bis die Dienstboten in ihrer Weise die Wirtschaft besorgen. Die Berlinerin steht vielmehr als echte Hausfrau an der Spitze des Hauses, als Erste aufstehend, als Erste zugreifend, in der Wirtschaft, in der Küche, an der Erziehung, Pflege und Beaufsichtigung der Kinder rastlos arbeitend, einerlei, ob die feinen Hände, die schlanken Finger in ihrer Schönheit durch die Arbeit auch etwas Einbuße erleiden.

Und wie die Berlinerin die Tugend der Sparsamkeit übt, ohne in das Laster des Geizes zu verfallen, so befleißigt sie sich noch einer anderen Tugend, die ihre Wurzeln im Gemüt und in der Erziehung zugleich hat. Die echte Berlinerin übt Nachsicht gegen ihren lieben Nächsten und auch — ihre liebe Nächste. O, sie ist keineswegs blind für die Schwächen und Fehler der anderen, ob nun diese Schwächen äußerlich oder als Charaktermerkmale wahrzunehmen sind. Aber sowohl aus Gemütsanlage, wie auch als echte Großstädterin ist die Berlinerin weder pharisäisch noch philisterhaft. Sie weiß, daß jeder Mensch seine schwachen Seiten hat, und denkt und spricht von den Fehlern der anderen mit jener Milde und Nachsicht, die das Sprichwort in den schönen Satz zusammenfaßt: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen."

Ja, die Berlinerin bemüht sich sogar, die Dinge in ihrem Zusammenhange zu verstehen. Sie besitzt einen ungemein regen und leicht beweglichen Geist, der die Gedanken und Eindrücke rasch erfaßt und verarbeitet. Das verleiht ihr jene Lebhaftigkeit des Wesens, die so sehr mit dem norddeutschen Charakter zu kontrastieren scheint, und welche die Berlinerin von den Frauen anderer norddeutscher Städte unterscheidet. In der Fremde nimmt man deshalb der Berlinerin viele Dinge übel, bei denen sie nicht die geringste Ahnung hat, etwas Unrechtes zu thun. Sie gleicht in mancher Hinsicht der Amerikanerin, die, ganz als selbständiges Individuum erzogen, stets Herrin ihres eigenen Selbst, ihres Thuns und Redens ist und sich gegen niemand verantwortlich fühlt. Auch die Berlinerin besitzt ein großes Maß von Selbständigkeit, von jener Selbständigkeit besonders, welche das großstädtische Leben bedingt; und dies giebt ihr auch jene selbstbewußte Freiheit der Bewegung und des Ausdruckes, die sie einerseits interessant, andererseits aber auch bei manchen unbeliebt macht.

Doch nein, der Charakter, die Erscheinung und das Auftreten der Berlinerin und des Berliners sind nicht allein ein Produkt der Großstadt. — Lange, ehe noch Berlin Reichshauptstadt wurde, lange, bevor es noch unter den Großstädten Europas rangierte, hatten die Berliner jene charakteristischen Eigentümlichkeiten, die überall außerhalb Berlins auffielen. Das Wesen des Berliners ist also durchaus nicht ein Produkt neuesten Datums; ja, man kann sogar behaupten, daß jenes unbestimmbare und schwer definierbare Etwas, welches das „spezifische Berlinertum" ausmacht, nach und nach im Schwinden begriffen ist, und daß in nicht zu ferner Zukunft eine Zeit kommen wird, da der Berliner nicht mehr das, was man den „richtigen Berliner" nennt, sondern eben nur ein Großstädter sein wird, etwa wie der Pariser und der Londoner.

Was noch jetzt den eigentlichen Berliner so individuell macht, ist nicht seine Gegenwart, sondern seine Vergangenheit. Der Berliner, der Sohn der Mark, ist nur in ganz bedingtem Sinne ein eigentlicher Märker. Das Blut, das in seinen Adern rollt, ist nicht dasselbe, wie das seiner Stammesgenossen, die um ihn wohnen. Der Berliner ist nämlich ein Mischungsprodukt von mehreren, in Wesen, Charakter und Begabung verschieden gearteten Stämmen, und zwar nicht etwa ein Mischungsprodukt der Gegenwart, der Blüte Berlins, sondern der Vergangenheit, jener Werdezeit, als Berlin die ersten Anläufe nahm, sich überhaupt zu entwickeln und als Stadt unter den größeren Städten zu zählen.

Das ist schon ziemlich lange her, und es ist nicht nur interessant, wie es geschah, sondern noch mehr, daß es geschah. Das alte Berlin schien ja durchaus nichts zu besitzen, was es irgendwie zu einer Großstadt der Zukunft prädestiniert hätte. Selbst als es schon etwas größer war, als man seinen Namen außerhalb der Mark zu nennen begann, war es nur mitsamt der Mark des heiligen, römischen Reiches Streusandbüchse, richtiger gesagt ein unbedeutendes Nest, das in der Streusandbüchse steckte. Noch jetzt könnte man dieses erstaunliche Wachstum Berlins für ein Wunder halten. Wenn man, aus anderen Provinzen kommend, mit der Bahn nach Berlin fährt, wirkt es auf den Reisenden immer wieder wie eine Überraschung, wenn mitten in dem flachen Lande, das sich endlos ausdehnt, in einem Lande, dessen sandiger Boden Baum und Frucht nur widerwillig, nur gezwungen zu tragen scheint, sich plötzlich und unvermittelt eine glänzende Stadt erhebt, eine Riesenstadt, die sich zu einem Mittelpunkt der Arbeit und des geistigen Lebens emporgeschwungen hat.

Wie kam es nun, daß gerade Berlin, dem es sogar an

einem jener größeren, schiffbaren Flüsse mangelt, welche eine Stadt zu einem Knoten- und Durchgangspunkt machen, ein solches Zentrum werden konnte? Ein Berliner Geschichtsforscher sucht diese merkwürdige Erscheinung zu erklären durch folgende Umstände: „Berlin beherrscht“ — so meint der Historiker — „durch seine natürliche Lage politisch das deutsch-baltische Tiefland, merkantil die Unter-Elbe und Unter-Oder, und damit die zwei Meere Norddeutschlands, Nord- und Ostsee. Auf diese Weise durch Verkehr und Geschäft mit den großen Handelsemporien Hamburg und Stettin auf das Innigste verbunden, sind diese Städte gewissermaßen die Häfen, dagegen Cuxhaven an der Elbmündung und Swinemünde an der Odermündung gewissermaßen die beiden Rheden Berlins.“

Das klingt ja sehr hübsch, wenn man die Sache vom Standpunkte des modernen Eisenbahnverkehrs betrachtet. Wenn man aber daran denkt, wie sich in früheren Jahrhunderten der Verkehr gestaltete, und besonders, wie wenig gerade Berlin vom Verkehr berührt wurde, welche völlig untergeordnete Rolle es als Durchgangspunkt spielte, so fällt diese Erklärung völlig in sich zusammen. Nein, geographisch oder merkantil war Berlin nicht mehr und nicht weniger, als jede andere Stadt der Mark, und eher hätte z. B. Bernau mit seiner Lage in der Nähe der Oder alle Eigenschaften und Anrechte gehabt, jener Knotenpunkt zu werden, zu dem sich Berlin erst künstlich entwickeln mußte.

Nicht die geographische Lage war es, die Berlin groß machte, sondern — die Berliner selbst sind es. Und sie thaten es wahrlich nicht in der Absicht, groß zu werden, auch nicht in der Vorahnung einer großen Zukunft. Es liegt in der Größe Berlins etwas, wie eine Ironie der Weltgeschichte. Wäre es so gegangen, wie die Berliner einst wollten, so würde Berlin vielleicht noch heute rangieren unter Städten von der Bedeutung von Bernau, Lebus und Prenzlau.

Es geht mit der Jugend einer Stadt ganz wie mit der eines Menschen. Man weiß nicht, was die Zukunft aus dem kleinen, sich ungeberdig betragenden Wesen machen wird. Auch die Berliner zeigten sich in der Jugend ihrer Stadt etwas ungeberdig. Es war zu einer Zeit, als Berlin trotz längeren Bestehens sich eben erst zu entwickeln begann. Was Berlin vor seiner Begründung als deutsche Stadt war, liegt ebenso im Dunkel der Vergangenheit, wie die Zeit seiner Begründung. Denn bis tief in das Spätmittelalter hinein wohnten in der ganzen Mark die Wilzen, ein wendischer Stamm, der es zu besonderer Macht und großem Ansehen gebracht hatte. Noch jetzt sind die Spuren dieser Urbewohner der Mark, der Wenden, leicht zu verfolgen und zu finden. Die Namen mancher Städte und Dörfer, sowie viele Familiennamen, verraten ebenso unverkennbar ihren slavischen Ursprung, wie die alten Pfahlbauten, die sich im Herzen Berlins befanden. In diese von den Wenden bewohnten Gegenden drangen nun die Deutschen ein. Lange vermochten sich die Wenden dieser Invasion zu erwehren. Es setzte recht harte Kämpfe zwischen den hartnäckigen Slaven, die mit großer Zähigkeit an ihrem heidnischen Glauben festhielten, und den Deutschen, die bereits zum Christentum bekehrt waren. Erst im Jahre 1156 war der Sieg der Deutschen und des Christentums vollendet. Da gelang es Albrecht dem Bären, den wendischen Häuptling Jazko so gründlich aufs Haupt zu schlagen, daß die wendische Herrschaft völlig zerstört wurde. Die Mark Brandenburg ward erobert, — sie war und blieb von nun an deutsches Gebiet.

Der Eroberer der Mark Bandenburg hat nun zweifellos dem bereits bestehenden oder erst entstehenden Orte den Namen gegeben, oder richtiger, der Name des Ortes Berlin ist offenbar in Anlehnung an den Beinamen Albrechts, als des Bären, entstanden. Das älteste noch vorhandene Stadtsiegel Berlins zeigt neben einem Adler zwei stehende Bären als Schildhalter, und das Stadtwappen Berlins ist ja auch bis auf den heutigen Tag der Bär geblieben.



Ansicht des Residenz-Schlosses ums Jahr 1690.

Wann aber der Ort überhaupt zu existieren begann, ist absolut unbekannt. Erst in einer Urkunde vom Jahre 1244 wird der Name Berlin zum erstenmal erwähnt, in einer Weise die darauf schließen läßt, daß Berlin damals wohl schon Stadt gewesen sein mag. Aus weiteren Urkunden ergiebt sich, daß neben Berlin als Zwillingsstadt Kölln existiert hat, und zwar soll Kölln, ursprünglich ein kleines Dorf, noch älter gewesen sein, als Berlin. Zwischen diesen beiden Schwesterorten, die nur durch die Spree getrennt wurden, gab es in der ersten Zeit ihrer Entwickelung manche Reibereien und Eifersüchteleien, zumal der jüngere Ort Berlin immer mehr an Ausdehnung zunahm und sich also als der stärkere Teil fühlte. Schließlich aber kam es dahin, daß sich beide Städte vereinigten und unter dem Doppelnamen Berlin-Kölln eine einheitliche Stadt bildeten, in der Berlin dermaßen die Oberhand behielt, daß die Bezeichnung „Kölln“ in späterer Zeit überhaupt fallen gelassen wurde. Diese Vereinigung der beiden Städte erfolgte im Jahre 1307. In demselben Jahre wurde

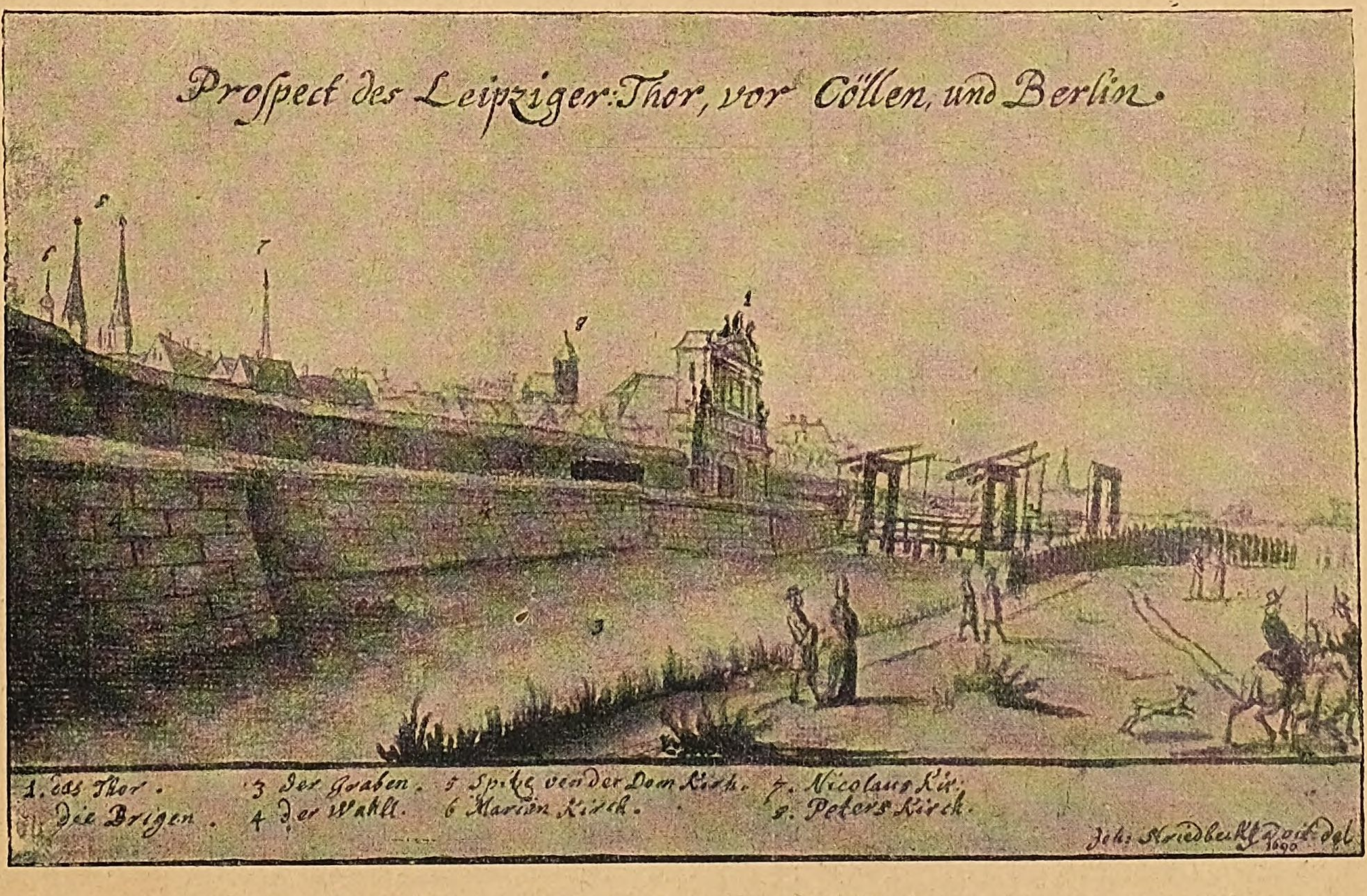
an der Brücke, die jetzt den Namen Kurfürstenbrücke trägt, ein Rathaus errichtet, in welchem 12 Ratsherren aus Berlin und 6 Ratsherren aus Kölln über die Geschicke der vereinigten Stadt entschieden.

Und es gab in der That oft so manche wichtige Dinge da oben in dem Rathause zu entscheiden. Die Stadtväter hatten recht viele Sorgen, denn auf ihren Schultern ruhte eine schwere Verantwortung. Es war damals eine sehr unruhige Zeit, es war die Blütezeit der Raubritter, der wilden, trotzigen Junker, die stets auf dem Sprunge waren, die Städte zu überfallen; ebenso wie sie jeden Augenblick gerüstet waren, des Weges vorüberziehende Kaufleute ihrer Habe zu erleichtern. Nicht allein, daß die Städte solcher Überfälle stets gewärtig sein mußten, — sie hatten auch darunter zu leiden, wenn die Adeligen unter sich in Fehde gerieten. Da mußte eine Stadt oft der einen oder der anderen Partei Kriegsdienste leisten und mit Geldmitteln aushelfen; wobei es nicht selten geschah, daß sie dafür der Rache der anderen Partei anheimfiel, wenn diese den Sieg errang. Diese stete Kriegsnot veranlaßte nun die Stadt Berlin, behufs energischerer Abwehr der kampflustigen Ritter, mit anderen märkischen Städten einen Bund zu schließen und außerdem dem Hansabunde beizutreten, der damals, mit Hamburg, Lübeck und Bremen an der Spitze, sich zu einer der stolzesten Mächte in Deutschland emporzuschwingen begann.

Und mit diesem Beitritt zum Hansabunde begann auch eine Blütezeit für Berlin. Nicht durch seine geographische Lage, sondern als Glied eines großen und mächtigen Handelsbundes trat Berlin in den Weltverkehr und erhob sich bald zu dem Range einer völlig selbständigen, wehrhaften und freien Stadt. Freilich darf man sich dabei nicht etwa eine große Stadt im modernen Sinne vorstellen. Die Einwohnerzahl Berlins war nach heutigen Begriffen sehr gering. Aber dafür war die Stadt für die damaligen Verhältnisse gegen feindliche Angriffe vorzüglich geschützt. Sie glich, umgeben von hohen und starken Mauern und von Wällen und Gräben, einer festen Burg. Selbst die Thore waren kleine, getürmte Festungen, von denen aus man jeden Angriff mit Erfolg abwehren konnte. „Jeder Verdächtige, der die Stadt betreten wollte," so heißt es in Fidicins „Berlinische Chronik," wurde zurückgewiesen und vor den Rat gebracht, um seine Unbescholtenheit nachzuweisen; und um hierbei ganz sicher zu gehen, wurde festgestellt, daß niemand im Gefolge von Fürsten und Rittern mit verhülltem Antlitz und geschlossenem Helm durch die Stadt reiten durfte, damit man die Feinde, auf welche man fahndete, erkennen konnte."

Innen freilich war der Anblick nicht so imposant. Da sah es wüst und traurig aus, — die stolze, von festen Mauern umgebene Stadt war weiter nichts, als ein recht schmutziges Dorf. Im jungen, aufstrebenden Berlin tritt uns überhaupt das ganze Mittelalter mit seinen charakteristischen Merkmalen und seinen Gegensätzen entgegen. Es gab da allerdings einige Bauten, die sich durch eine gewisse Ansehnlichkeit auszeichneten, — Ansehnlichkeit im Sinne des schon an sich sehr anspruchslosen Mittelalters. — Das ganze übrige Berlin und Kölln aber bestand aus kleinen, primitiven Häuschen, aus „Wohnbuden", in denen meist für die ganze Familie nur ein einziges Zimmer vorhanden war. Die Straßen, nur an wenigen Stellen gepflastert, befanden sich in jämmerlichem Zustande. Welches Bild Berlin damals geboten haben mochte, erhellt aus dem Umstande, daß man noch in späteren Jahrhunderten darüber klagte, daß die Schweineställe und Düngerhaufen die Straßen verengten und der angehäufte Unrat dieselben unwegsam machte.

Auch von dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit kann man sich heute nur schwer ein richtiges Bild konstruieren. Wie fast überall, so zerfiel auch in Berlin die Einwohnerschaft in Klassen, die sich streng von einander schieden. Die sozialen Anschauungen jener Zeit gipfelten im großen und ganzen darin, daß der Stärkere auch die meisten Rechte habe. Da nun im Kampfe der Deutschen gegen die Wenden sich die Deutschen als die Stärkeren erwiesen hatten, so wurden die Wenden in die Stellung gedrängt, welche heute etwa die Neger in Nordamerika einnehmen; nur mit dem Unterschiede, daß die eingeborenen Wenden in der Mark noch viel weniger Rechte besaßen, als die eingewanderten Neger in den Vereinigten Staaten. Wer von wendischen Eltern abstammte, konnte nie die vollen bürgerlichen Rechte genießen, kein Meister durfte ein Kind wendischer Eltern in die Lehre nehmen, und kein Wende durfte Meister werden. Auch freies Eigentum durften die wendischen Abkömmlinge nicht besitzen; sie mußten also in nur gemieteten Zinsbuden wohnen und konnten nur durch untergeordnete Beschäftigungen, als Tage-



Die Befestigung von Berlin bei Ausgang des 17. Jahrhunderts.



Unter den Linden im Jahre 1690.

löhner, Dienstboten, Höker u. s. w., ihren Lebensunterhalt verdienen. Und dabei waren wendische Sprache und wendischer Glaube längst entschwunden und jeder Unterschied in der Nationalität war — vielleicht bis auf die Namen — völlig verwischt!

Die vollen Rechte aber hatten die „Geschlechter,“ jene reichen Einwohner der Stadt, die ländliche Güter besaßen oder angesehene Kaufleute waren. Sie bildeten die Aristokratie der Stadt und hatten jene bevorzugte Stellung, welche im Mittelalter alle reichen Leute in den Städten einnahmen, eine Stellung, die im Patriziertum der großen Hansastädte am markantesten zum Ausdruck gelangte. Aus diesen Patriziern ging auch der Rat hervor, der lange Zeit hindurch, ganz wie in anderen Städten, Berlin mit absoluter Souveränität beherrschte. Diesen vornehmsten Bürgern schlossen sich als zweite Klasse die Verordneten der vier Hauptgewerke, also der Fleischer, der Tuchmacher, der Schuster und der Bäcker an, denen sich als dritte Klasse die Gemeindebürger, also Krämer, Ackerbürger, Brauer u. s. w. anreihten. Eine besondere Klasse bildete die Geistlichkeit, die sehr zahlreich vertreten war, und zur letzten bürgerlichen Klasse zählten die niederen städtischen Beamten und sonstige „kleine Leute“, die als Schutzbürger bezeichnet wurden.

Die alten Berliner machten also in Bezug auf ihre Wohnung keine übermäßigen Ansprüche. Aber eine besondere Vorliebe für die äußere Erscheinung, für modischen Luxus scheinen sie schon damals gehabt zu haben, denn der ehrsame Rat der Städte Berlin-Kölln sah sich mehrmals veranlaßt, Verordnungen gegen den Kleiderluxus zu erlassen, den besonders die wohlhabenderen Bürger in etwas übermäßiger Weise entfalteten. Ja, es gab schon damals, in der „guten, alten Zeit“, Damen, die durch ihre Toiletten auffielen und ihren Geschlechtsgenossinnen durch übermäßigen Putz in die Augen stachen, und es gab auch schon in jenen Jahrhunderten Männer, die man heute mit dem schönen Wort „Gigerl“ bezeichnet. Die Menschen bleiben sich eben in aller Ewigkeit gleich, unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten, einerlei, ob die Kultur die Anschauungen verfeinert und die fortschreitende Technik den Geschmack modifiziert. Kultur und Technik sind etwas, was nur den Menschen äußerlich umgiebt; der Mensch aber bleibt mit seinen Leidenschaften und Neigungen, seinen Vorzügen und Schwächen derselbe, der er seit jeher war.

Nur, daß er immer doch ein Kind seiner Zeit bleibt, die seine Lebensweise und seine Bedürfnisse mit unabweislichem Zwange regelt. Die Bedürfnisse der Menschen waren immer möglichst groß, und wenn uns heute die Ansprüche des Mittelalters bescheiden erscheinen, so liegt es an dem Fortschritt der späteren Zeit, namentlich am Fortschritt der Verkehrsverhältnisse. Uns Modernen gehört die ganze Welt. Dampf und Elektricität überbrücken die Entfernungen und überspringen die Zeiträume. Wir können uns Naturprodukte und Leckerbissen aus den fernsten Winkeln der Erde verschaffen, und unsere chemischen Kenntnisse machen es möglich, daß selbst die empfindlichsten Produkte von dem entgegengesetzten Ende der Erde auch bei länger dauerndem Export vor dem Verderben geschützt werden. In der Zeit des alten Berlin aber mußten die Menschen, ob sie nun wollten oder nicht, weit genügsamer sein. Was wußte man damals von der Welt? Von Amerika und Australien hatte man noch nicht die leiseste Ahnung, Afrika war, mit Ausnahme des nördlichen Küstenstriches, fast völlig unbekannt, und von Asien hatte man, trotz des Verkehrs mit Palästina, so wenig Kenntnis, daß man Indien und China noch für märchenhafte Länder hielt, in denen jene fabelhaften Menschen- und Tierwunder leben sollten, von welchen alte Sagen und Legenden erzählten.

Entsprechend diesen Anschauungen waren auch die Verkehrsverhältnisse; und diesen hinwiederum entsprachen vollkommen die Lebensmittel, die auf den Tisch der Leute kamen. Kartoffeln, Kaffee, Thee, Gewürze und verschiedene feinere Gemüse waren noch nicht vorhanden, Zucker gehörte zu jenen teuren Dingen, die man als Arznei in der Apotheke kaufen mußte; Wein war in den nördlichen Gegenden so teuer, daß sich nur die reichsten Leute den Genuß gönnen durften, und die aus Italien eingeführten Südfrüchte hatten einen Preis, der ganz im Verhältnis stand zu dem weiten Wege, den die Karawanen in monatelangen, gefahrvollen Wanderungen vom europäischen Süden bis zum Norden Deutschlands zurückzulegen hatten. Der Tisch der alten Berliner war also nach unseren Begriffen sehr einfach. Im großen und ganzen beschränkte sich die Speisekarte auf Grütze, Hirse, Erbsen und Linsen, also auf sehr wenig Gemüsearten, die der Hauptspeise, dem Fleisch, beigegeben wurden.

Dafür aber spielte letzteres die größte Rolle; es wurde in einer Menge konsumiert, die uns heute unfaßbar erscheint. Solche Massen von Fleisch konnten die Leute essen, daß noch im Jahre 1565 auf Grund einer besonderen Verordnung bei den Gewerksversammlungen jedem Meister davon nicht mehr

als vier Pfund, dazu höchstens noch ein Huhn und eine Schüssel gekochtes Essen verabreicht werden durften. Als geistiges Getränk bei diesen gewaltigen Fleischmahlzeiten diente das leichte, im Lande gebraute Bier. Meth und fremdes Bier war nur auf dem Tische der reichen Bürger zu sehen.

Für das leibliche Wohl der alten Bürger war also im allgemeinen ganz gut gesorgt. Nicht so gut bestellt aber war es mit den geistigen Genüssen. Damals war Berlin noch nicht die „Stadt der Intelligenz". Die Berliner hatten damals andere Sorgen, als sich um Künste und Wissenschaften zu kümmern. Und sie kümmerten sich auch so wenig darum, daß von einem geistigen, litterarischen Leben kein Hauch in ihrer Stadt zu spüren war. So sehr überwogen um jene Zeit die materiellen Interessen, daß Berlin hinsichtlich der litterarischen Thätigkeit fast hinter den meisten Städten Deutschlands zurückstand. Für Gelehrte und Litteraten war in Berlin und Kölln offenbar kein Boden vorhanden.

Berlin schien also als mittelalterliche Stadt durchaus nicht jene Keime in sich zu tragen, aus denen sich späterhin die Metropole des deutschen Geistes entwickeln sollte. Nach der damaligen Lage der Dinge waren der Stadt sehr enge Grenzen gesteckt; nur ganz besondere Ereignisse konnten es herbeiführen, daß die märkische Stadt aus dem Dunkel ihrer Bescheidenheit in das Licht der Weltgeschichte hinausgedrängt wurde.

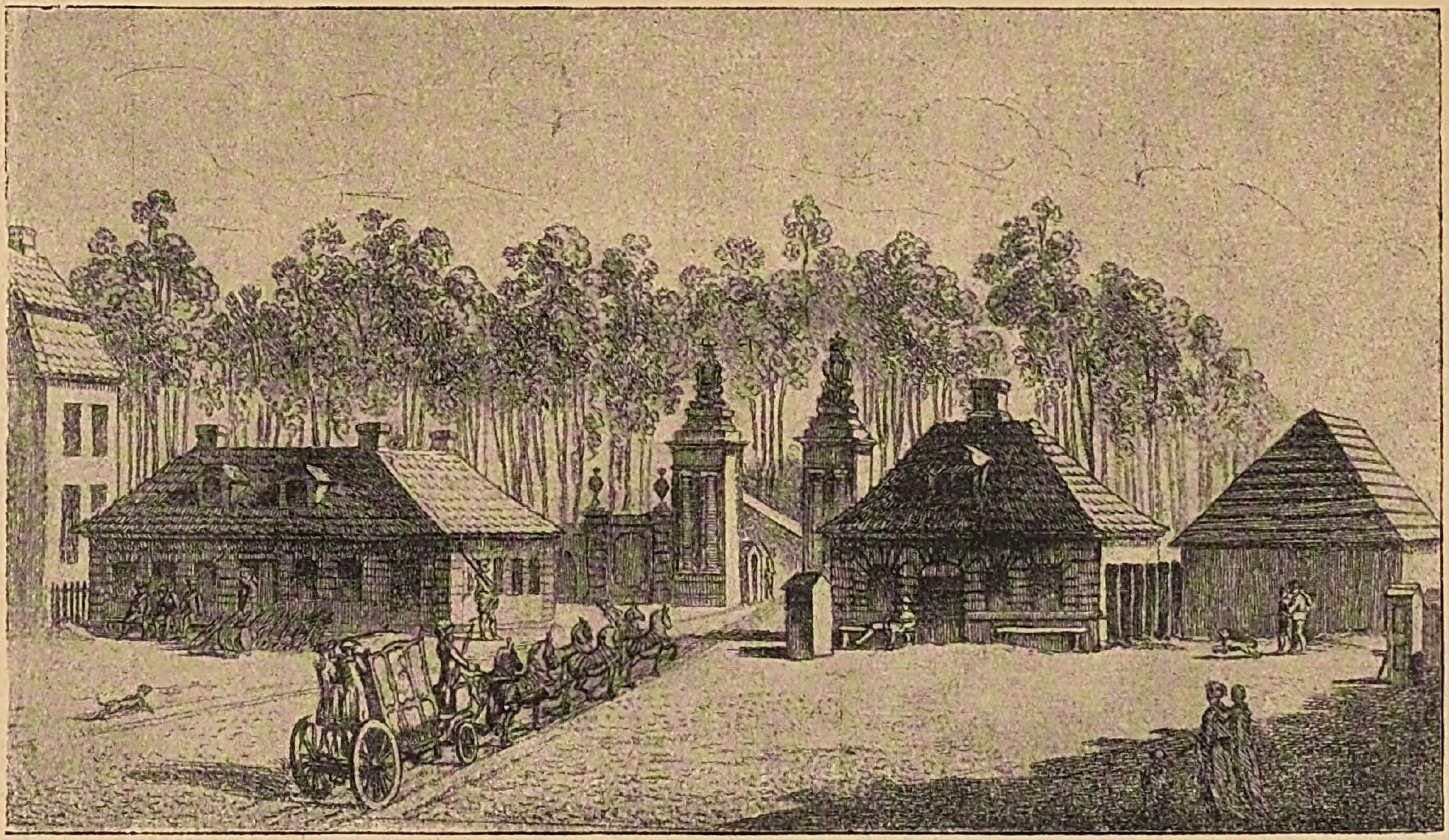
Diese Ereignisse nun wurden durch die eigentümlichen Verhältnisse der Mark vorbereitet. Sie waren damals — es war gegen Ende des vierzehnten und am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — recht traurig. Seit dem Jahre 1323 gehörte die Mark Brandenburg den bayerischen Margrafen, und seit sie ihnen gehörte, hatte keiner derselben Zeit gefunden, auch nur einen kurzen Besuch im Lande zu machen. Es war ja auch am kaiserlichen Hoflager viel unterhaltender, als in der Mark. Dort gab es Feste, Turniere und sonstige Kurzweil; und da alle Unterhaltungen seit jeher Geld kosten, so fühlten sich die Margrafen insofern als Fürsten ihres Landes, als sie durch Verpfändung desselben ihrem leer gewordenen Beutel aufhalfen. Im übrigen aber ließen sie im verpfändeten Lande die Dinge gehen, wie es Gott gefiel.

Und die Dinge liefen gerade nicht zum besten. Wer über die meisten Kräfte verfügte, konnte dem anderen die Hände in die Taschen stecken. Vor allen thaten dies die Raubritter, deren Übermut um jene Zeit geradezu den Höhepunkt erreicht hatte. Im Vollbewußtsein ihrer Freiheit und Straflosigkeit machten sie Straßen und Wege unsicher, überfielen Städte und Dörfer und gebärdeten sich so wild, als ob sie wirklich unumschränkte Herren alles Lebenden und Toten im Lande wären. Und da ein Übel selten allein kommt, gesellte sich zur Bedrängnis durch die Raubritter die Uneinigkeit der Städte und Ortschaften untereinander; ein erbittertes Hadern und Zanken, das fortwährend zu blutigen Kämpfen Anlaß gab, war die Folge.

So konnte es nicht weiter gehen, — das sahen die miteinander streitenden Städte allein ein. Denn wenn sie auch gegeneinander standen, mußten sie sich doch zusammenschließen, um sich als Verbündete gegen die Raubritter zu wehren. Um aber überhaupt allem Streit ein Ende zu machen und zur Ruhe zu kommen, bedurfte es einer starken Hand, einer einheitlichen Regierung, die im Lande residierte, die den Starken wehrte und die Schwachen schützte, und groß und gering gleichmäßig zu seinem Rechte verhalf.

Die streitenden Städte schlossen nun Frieden mit einander und einigten sich dahin, durch Abgesandte den Kaiser zu bitten, dem Lande einen Helfer zu schicken.

Und der Zufall fügte es gerade sehr günstig. Kaiser Sigismund hatte den Helfer zur Hand. Der Hohenzoller Friedrich VI., Burggraf zu Nürnberg, hatte ihm viele Dienste geleistet, und nun ergriff Sigismund die Gelegenheit, diese Dienste zu belohnen, indem er den Burggrafen zunächst zum „gemeinen Verweser und obersten Feldhauptmann der Mark Brandenburg" ernannte.



Das Brandenburger Thor im Jahre 1750.

Friedrich — der erste Hohenzoller in der Mark Brandenburg — hatte als wirklicher „Helfer" mit den Raubrittern so viel zu schaffen, daß er sich nicht darauf einlassen wollte, auch mit größeren Städten in Streit zu geraten. Denn wenn die Städte zwar eines „Helfers" bedurften, waren sie doch so bedacht auf ihre Selbständigkeit, daß sie einen „Herrscher" innerhalb der Mauern nicht wünschten. Vor allem wünschte es nicht die Stadt Berlin, die, mit vielen Rechten ausgestattet, sich so frei und selbständig fühlte, wie nur irgend eine der freien Reichsstädte im heiligen römischen Reich. So kam es, daß, als Friedrich vor Berlin erschien und Einlaß begehrte, sich ihm plötzlich die Thore der Stadt verschlossen. Wohl brachten ihm die Berliner ihre Huldigung dar, aber draußen vor den Thoren; in die Stadt selbst jedoch ließen sie weder den Burggrafen noch jemand von seinem Gefolge hinein. Friedrich zog ab und Berlin blieb vorläufig eine freie Stadt.

Sie wäre es vielleicht auch noch sehr lange geblieben, wenn die Berliner nicht gar zu sehr auf die Selbständigkeit erpicht gewesen wäre. Dreißig Jahre waren vergangen, seitdem Friedrich I. vor ihren Thoren erschienen war. Diesem ersten Kurfürsten war unterdessen sein Sohn Friedrich II. in der Regierung gefolgt, ein Mann, dessen Wollen ebenso stark war, wie seine

Thatkraft. Er wußte ganz genau, wie es seinem Vater ergangen war und wartete nur auf die Gelegenheit, um mit den Berlinern abzurechnen. Und diese Gelegenheit kam wirklich noch früher, als er gehofft hatte.

Wie es nämlich dreißig Jahre vorher in der ganzen Mark ausgesehen, so war es jetzt in Berlin. Gewaltthaten, Raub und Verbrechen kamen zwar nicht vor, um so mehr aber Hader und Unfrieden. Der Bürgerschaft war der Rat, welcher sich aus Vertretern der Patrizier zusammensetzte, zu mächtig geworden. Der Rat herrschte ganz souverän, mit der absoluten Willkür eines echt mittelalterlichen Fürsten, und die Bürgerschaft wurde dermaßen zurückgedrängt, daß sie fast jeden Einfluß in der Verwaltung verlor. Was die Städte der Mark vor Jahrzehnten gethan, das that nunmehr die Bürgerschaft von Berlin: sie wandte sich mit ihrer Beschwerde an den Fürsten, diesmal an den Fürsten des Landes, Friedrich II. Und der Kurfürst ließ sich wirklich nicht lange bitten. Er erschien zur Überraschung der Berliner mit 600 Reisigen eines Nachts vor der Stadt, und da die Bürgerschaft die Thore öffnete, zog er ohne Schwertstreich in Berlin ein.

Berlin war also überrumpelt, und mußte sich wohl oder übel dem Willen des Kurfürsten beugen. Er machte zwar von dem Rechte des Siegers nur gelinden Gebrauch; aber er forderte unter anderm auch die Ueberlassung eines Platzes, auf dem er eine Burg errichten konnte. Es war derselbe Platz, auf dem noch jetzt das Schloß steht.

Dem Zwange gehorchend, willfahrten die Berliner diesem Wunsche. Der Platz wurde zur Verfügung gestellt, und befriedigt verließ Friedrich II. die Stadt.

Nur zu bald sollten die Berliner erfahren, was diese neu zu erbauende Burg zu bedeuten hatte. Das Haus wuchs allmählich empor, und als es nahezu vollendet war, bemerkten die Berliner, daß der Bau keineswegs etwa ein Wohnhaus für den Kurfürsten, sondern eine richtige Burg mit starken Mauern und Türmen war, eine echte „Zwingburg“, von der aus man widerspänstige Einwohner mit größter Leichtigkeit im Zaume halten konnte. Und nun erwachte der alte Berliner Freiheitsstolz mit voller Macht. Rat und Bürgerschaft waren plötzlich einig: diese Burg durfte nie und nimmer vollendet werden. Es begann nun gegen den Bau ein Sturm, der immer heftigere Formen annahm. Man verjagte die Bauhandwerker, setzte durch Aufzug der Schleusen die Burg unter Wasser und fing an, die Mauern einzureißen. Friedrich II. verhielt sich zunächst durchaus friedlich. Er erinnerte die Berliner an ihr Versprechen und schickte wiederholt Boten nach Berlin, um den Rat und die Bürgerschaft zur Ruhe zu ermahnen. Aber die



Premiere promenade de Berlin
La place des Tentes au Parc
dessinée d'après nature & gravée à l'eau forte par D. Chodowiecki à Berlin

Die Zelten, Berlin's vornehmste Promenade um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
Nach der Natur gezeichnet und in Kupfer gestochen von D. Chodowiecki.

Berliner wollten sich auf keine Unterhandlungen mehr einlassen. Sie trieben alle Boten des Kurfürsten mit Schimpf und Schande aus der Stadt hinaus und machten sich bereit, einen etwaigen kriegerischen Angriff mit den Waffen abzuschlagen. Hierbei begingen sie in ihrer freiheitlichen Aufwallung einen verhängnisvollen Fehler. Sie rechneten nämlich sehr stark auf die Hilfe der Nachbarstädte, von denen man in Berlin glaubte, daß auch sie auf ihre Freiheit so bedacht wären, wie die Bewohner von Berlin und Kölln. Aber der Kurfürst war den Berlinern zuvorgekommen. Er hatte sich schon vorher mit den Städten in Verbindung gesetzt und sich deren Unterstützung gesichert. Berlin war also völlig isoliert, und kam es zum Kampfe, so war leicht vorauszusehen, daß Berlin einem so starken Gegner nicht lange Widerstand zu leisten vermochte.

Es war schon im allerletzten Augenblick, als sich diese Erkenntnis in Berlin Bahn brach. Die Lage der Stadt war angesichts des weitaus überlegenen Gegners die allerschlimmste. An Kampf war nicht mehr zu denken; nur eins blieb übrig: freiwillige Unterwerfung.

Und der Kurfürst nahm auch die Unterwerfung an, — aber um einen teuren Preis. Auf dem Gerichtstage zu Spandau, am 25. Mai 1448, wurde dieser denkwürdige Akt besiegelt. Dieser Tag bedeutete die letzte Stunde der Freiheit und Selbständigkeit der Städte Berlin und Kölln. Diese unterwarfen sich vollständig dem Kurfürsten, sie entäußerten sich aller eigenen Hoheitsrechte nebst der Gerichtspflege, den Regalien des Zoll- und Stapelrechtes; sie verzichteten auf die Verfügung über den eigenen Grund und Boden, über die Straßen und Plätze der Stadt, — sie überlieferten dem Kurfürsten das ganze Berlin und Kölln als Eigentum. Die freien Städte wurden landesherrliches Gebiet — Berlin war von diesem Tage an kurfürstliche Residenz.

Es war das schlimmste, was den Berlinern passieren konnte. Nur mit Zähneknirschen und mit Trauer fügten sie sich in die neuen Verhältnisse. Wie konnten sie auch unter dem Druck der neuen Herrschaft, die ihnen alles genommen hatte, ahnen, von welch ungeheurer Tragweite der Einzug Friedrichs II. in Berlin für die betroffene Stadt werden sollte? Wer hätte auch damals geglaubt, daß gerade in dieser tiefsten Erniedrigung Berlins der Anfang zu seiner künftigen Größe lag?

Ja, es begann ein neuer Abschnitt in der Entwickelung Berlins. Aus der freien Stadt wurde eine Residenz, und eben als Residenz wurde Berlin zunächst der politische Mittelpunkt der Mark Brandenburg. Die Hohenzollern waren ein ganz anderer Menschenschlag, als die bayerischen Markgrafen. Während diese es gar nicht der Mühe wert gehalten hatten, sich überhaupt das Land anzusehen, blieben die Hohenzollernschen Fürsten in der Mark und wohnten in ihrer Residenz, die nunmehr eigentlich erst einen Aufschwung zu nehmen begann.

Zwar ging diese Entwickelung, entsprechend den Zeitverhältnissen, sehr langsam von statten. Noch zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zählte Berlin im ganzen 11 000 Einwohner, — es war also nach modernen Begriffen eine sehr kleine Stadt. Und noch kleiner, unbedeutender wurde Berlin durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges. Da sank die Zahl der Einwohner bis auf 6000 herab, und entsprechend dieser geringen Einwohnerzahl glich Berlin mehr einem großen, halbverfallenen und vernachlässigten Dorfe, als einer Stadt.

Nur einer energischen Persönlichkeit, wie der Große Kurfürst es war, konnte es gelingen, die im gänzlichen Verfall begriffene Stadt wieder aufzurichten und sie nach und nach wirklich zu einer fürstlichen Residenz zu gestalten. Es berührt den modernen Menschen ganz eigentümlich, wenn er die Verordnungen liest, welche der große Kurfürst erließ, um das verwüstete Berlin zu einer bewohnbaren Stadt zu machen. Dieser Fürst, der als Politiker und Feldherr einen so weiten Blick hatte, dessen großem Geiste es gelang, den Staat Preußen zu begründen, fand mitten zwischen den wichtigen Staatsgeschäften auch Zeit, sich um Kleinigkeiten zu bekümmern. Und wie seine großen Aktionen in allen Dingen einen durchdringenden, scharfen Verstand und weite Voraussicht verrieten, so offenbarte sich auch in kleineren Angelegenheiten überall sein praktischer Sinn, sein zielbewußtes Wollen und eine Klugheit, durch welche er seine Umgebung hoch überragte. Wie war es ihm gelungen, aus dem verfallenen, schmutzigen, dorfartigen Berlin-Kölln eine ansehnliche Stadt zu machen? Er erließ zunächst strenge Vorschriften, welche die Reinigung der Stadt bezweckten. Die Schweineställe, welche die Gassen verengten und die Stadt unsauber machten, mußten verschwinden. Ein Gassenmeister zog täglich durch die Stadt und sorgte dafür, daß die Straßen im saubersten Zustande erhalten wurden. Durch andere Verordnungen wurde dafür gesorgt, daß die vielen leerstehenden, baufälligen Häuser wieder in guten Zustand gesetzt und Bewohner herangezogen wurden. Um dem Werke der Säuberung auch Dauer zu geben, erhielt Berlin das erste Pflaster, und der Pflasterung der Straßen schloß sich auch die Straßenbeleuchtung in der Weise an, daß vor jedem dritten Hause eine Laterne ausgehängt wurde. Später wurden diese Laternen sogar auf Pfähle gesetzt.

Doch mit diesen rein ortspolizeilichen Vorschriften hatte es noch lange nicht sein Bewenden. Was Friedrich Wilhelm für sein ganzes Land that, wollte er auch in entsprechendem Maße für seine Residenz thun. Es war ihm nicht genug, daß er unternehmende Männer nach Berlin heranzog, die hier größere Fabriken und Werkstätten errichteten und gleichsam den Grund zur Industrie der Mark legten: er war auch bemüht, seine Hauptstadt zum Anziehungspunkte aller Leute zu machen, deren Geist und deren Arbeit der Stadt Berlin Nutzen bringen konnten.

Diese Gastfreundlichkeit gegen Fremde feierte aber ihren Triumph in der Aufnahme der französischen Hugenotten, die in Folge der Aufhebung des Ediktes von Nantes aus ihrer Heimat geflüchtet waren. Es war nicht allein eine große und gute, sondern auch eine politische That. Die französische Regierung war keineswegs erbaut von dieser Gastfreundschaft des Kurfürsten. Schon nachdem die ersten Flüchtlinge in Berlin angekommen waren, protestierte der französische Gesandte gegen die Aufnahme der Leute. Aber der Kurfürst kehrte sich nicht im geringsten an diesen Protest, und die Folge dieser Gastfreundlichkeit war, daß innerhalb kurzer Zeit sich immer mehr Refugiés in Berlin sammelten und ihre Zahl bald so stattlich anwuchs, daß sie volle 46 Prozent der Bevölkerung ausmachten, daß Berlin, mit anderen Worten gesagt, eine halbfranzösische Stadt wurde.

Und in diesem eigentümlichen Umstande ist auch die Eigenart des Berliners zu suchen. Berlin wurde eine Stadt mit einer aus verschiedenen Volksstämmen bestehenden Bevölkerung. Denn etwa ein Jahrzehnt nach der Einwanderung der Franzosen kam eine große Schar Pfälzer nach Berlin, und zwölf Jahre später siedelte sich hier eine ganze Kolonie von Schweizern an. Das etwas schwerflüssige märkische Blut vermischte sich im Laufe der Zeit mit dem leicht beweglichen der südlichen Stämme; das nordgermanisch-slavische Element verband sich mit dem romanischen und süddeutschen. Fremde Sitten, neue Umgangsformen, neue Anschauungen eroberten innerhalb kurzer Zeit die Stadt, in der bisher noch der einseitige Geist des norddeutschen Mittelalters geherrscht hatte; wogegen zahlreiche



Brandenburger Thor.

fremde Künstler und Gelehrte, die der Kurfürst herangezogen hatte, in Berlin das Interesse für Bildung und Wissenschaften, den Sinn für das Schöne und Künstlerische zu wecken begannen.

Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bietet Berlin gegen die vergangene Zeit schon ein ganz verändertes Bild. Es ist nicht mehr dasselbe Berlin, welches es früher war; seine geistige Physiognomie hat sich vollständig umgestaltet. Die Vermischung der Nationalitäten hatte inzwischen ihren Fortgang genommen; Salzburger, Böhmen und Polen — und späterhin, als der preußische Staat sich vergrößerte, Ost- und Westpreußen, Schlesier, Rheinländer, Westfalen und Sachsen — strömten nach Berlin, so daß sich allmählich ein eigener Stamm entwickelte, der alle guten und schlechten Eigenschaften der verschiedenen Nationalitäten in sich vereinigte. Und schon deshalb offenbart der Berliner in seinem Charakter so viele Eigentümlichkeiten und Gegensätze, wie man sie vereint bei anderen Stämmen schwerlich findet. Er zeigt — wie ein bekannter Kenner des Berlinertums meint — „die Ausdauer, Zähigkeit und Gemütlichkeit des Deutschen, aber auch das Phlegma, die Schwerfälligkeit und die Rechthaberei des Germanen; die Tapferkeit, Leichtlebigkeit und den Esprit des Franzosen, aber auch die gallische Heißblütigkeit, Eitelkeit, Großsprecherei und Rauflust; die Anstelligkeit, Sprachfertigkeit und schnelle Fassungsgabe der Slaven, aber auch ihre Sorglosigkeit und Launenhaftigkeit; — dazu endlich die Schlagfertigkeit, Findigkeit und Familienliebe, den Witz und den Erwerbssinn der Semiten, aber auch ihren berechnenden Verstand, ihren scharfen Sarkasmus und ihre zersetzende Kritik . . . . ."

— — — — —

Wie sehr hat sich jenes Berlin, das der Große Kurfürst so recht eigentlich erst zu einer bewohnbaren Stadt gemacht hat, im Laufe von zwei Jahrhunderten verändert! Weit über die kühnsten Träume hinaus ist es gewachsen, wie ein gewaltiger Riese, der in der frühen Jugend nur wie andere Jugendgenossen aussah, mit fortschreitendem Alter aber seine Glieder immer mehr reckte und streckte, bis zu gewaltigen, ungeheuren Dimensionen, daß die Welt voller Staunen auf dieses merkwürdige Wachstum sah, auf diese Entwickelung, die sich schier wie ein ungeahntes Wunder vollzog.

Berlin wuchs empor mit der Vergrößerung des preußischen Staates. Aber als Residenz, als Weltstadt wuchs Berlin auch sozusagen über sich selbst hinaus. Diese Stadt ist in ihrer Entwickelung gar nicht mit anderen europäischen Weltstädten in Parallele zu ziehen. London, Paris, Wien sind schon seit Jahrhunderten Großstädte. Ihr Wachstum vollzog sich organisch mit der Vermehrung der Bevölkerung in Europa, mit dem allmählichen Wachstum der Einwohnerschaft der europäischen Städte überhaupt. Berlin aber entwickelte sich sprungweise und mit Riesenschritten. Als Friedrich der Große starb, zählte Berlin immerhin schon 147 000 Einwohner. Etwa 50 Jahre später war die Zahl der Einwohner sogar auf mehr als das Doppelte gestiegen, denn sie betrug bereits 332 000. Nach etwa dreißig Jahren, also im Jahre 1871, hatte sich die Einwohnerzahl fast verdreifacht, denn sie überstieg die imposante Ziffer von 800 000. Nun war Berlin schon Großstadt, aber noch immer keine Weltstadt. Mit dem Moment jedoch, da aus den glorreichen Siegen von 1870/71 das geeinigte Deutschland sich als stolzes Kaiserreich erhob, blühte auch Berlin empor: die preußische Hauptstadt wandelte sich in die deutsche Kaiserstadt, die preußische Residenz wurde zur Hauptstadt des Deutschen Reiches. Von Jahr zu Jahr schwoll die Zahl der Einwohner an. Im Jahre 1880 war die Million bereits beträchtlich überschritten, und jetzt ist Berlin eine Riesenstadt mit mehr als 1 700 000 Einwohnern, eine Weltstadt, die in ihrer schnellen, täglich fortschreitenden Entwickelung sich bald den beiden größten Städten Europas, London und Paris, als gleichbedeutend zur Seite stellen kann.



Der Kaiser kommt!

Diesen Eindruck des Gewaltigen, Imposanten, des wahrhaft Weldstädtischen bringt Berlin auf jeden Besucher hervor, sobald er, von einem der Bahnhöfe kommend, eine der vielen Straßen betritt, in denen der Verkehr stärker pulsiert. In früheren Jahren gab es auf der Erde nur zwei Städte, deren Straßenverkehr durch seinen Umfang und seine Regsamkeit etwas Imposantes und Sinnverwirrendes hatte, nämlich London mit seiner City und New-York mit dem Broadway. Besonders der Broadway in New-York schien gewissermaßen den Gipfelpunkt des Verkehrs zu bilden, und alle Schilderer des amerikanischen Lebens erschöpften sich in Lob und Bewunderung über die gewaltigen Bilder, die das unaufhörlich auf- und abwogende Leben in den großen Hauptstraßen der

amerikanischen Metropole bietet. Wer aber heute von New-York nach Berlin kommt, ist überrascht von den imposanten Scenen, die sich in dieser Stadt an zahlreichen Stellen dem Auge aufdrängen. An einzelnen Punkten sind Verkehr und Leben noch viel intensiver, viel stärker, als in New-York; wogegen sich in vielen Straßen der Durchschnittsverkehr, das Auf- und Abwogen der Menschen auf den Trottoirs, die sinnverwirrende Menge der Fuhrwerke auf dem Fahrdamm, mit dem Straßenleben in New-York ganz gut messen können. Nur, daß Berlin trotz seines gewaltigen Verkehrs vor New-York die Reinlichkeit, die Ordnung und den guten Zustand der Straßen voraus hat.

Doch noch etwas anderes zeichnet Berlin vor der amerikanischen Metropole aus. Wenn man die großartigen Bilder, die sich in Berlin fast allerwärts bieten, auf sich wirken läßt, so erhält man nicht allein den Eindruck, daß man sich in einer Weltstadt ersten Ranges, sondern auch in einer Kaiserstadt befindet; allerdings in einer modernen, innerhalb kurzer Zeit mächtig emporgewachsenen Kaiserstadt, in der höfisches Leben, militärischer Prunk, die Vertretung eines gewaltigen Regierungs- und Verwaltungsapparates sowie das Leben einer hochentwickelten Industrie und eines großartig ausgebildeten Handels durcheinander fluten und in einander übergehen. Diese Vielseitigkeit, diese innige Vereinigung verschiedenster Elemente ist es auch, welche Berlin den Stempel jener Eigenartigkeit aufdrückt, durch die sich die Reichshauptstadt von allen anderen Städten des Deutschen Reiches unterscheidet.

Freilich ist dieser imponierende Eindruck, den Berlin mit seinen zahlreichen charakteristischen Merkmalen auf den fremden Besucher hervorbringt, nur ein ganz allgemeiner. Das Auge sieht nur die Massen, auf die Sinne wirkt nur die Flucht der Erscheinungen; es ist, als blicke man in ein sehr schnell rotierendes Kaleidoskop, dessen Figuren mit blitzartiger Geschwindigkeit auf einander folgen und in einander verschwimmen. Erst allmählich vermag sich das Auge an diese gewaltigen Massen zu gewöhnen und erst nach und nach lernt man die interessanten Details kennen, wenn man nur den Willen hat, ihnen etwas näher zu treten.



Ein Ruheplätzchen „Unter den Linden".

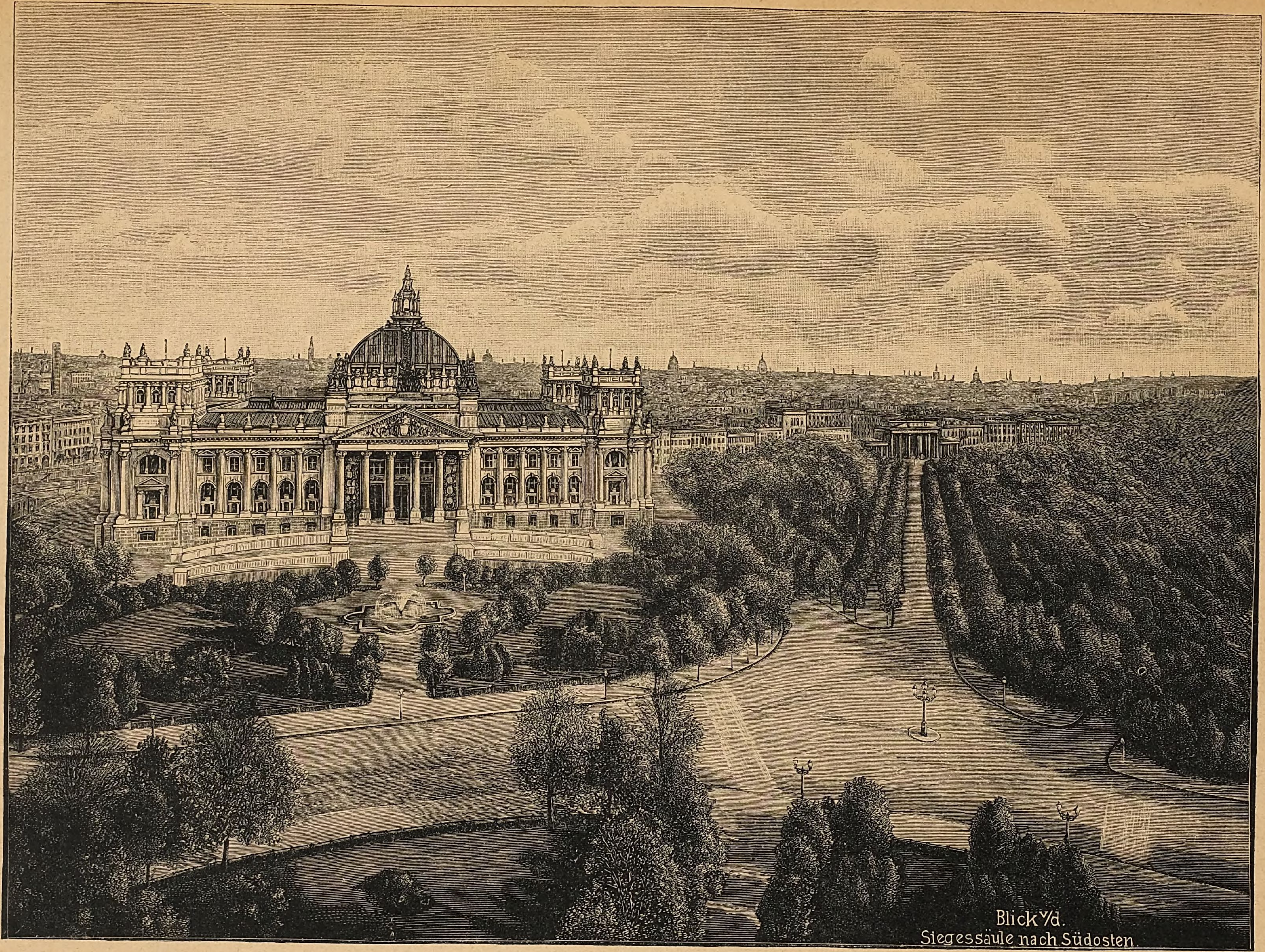
Charakteristisch für Berlin ist es jedenfalls, daß der fremde Besucher zunächst nicht von den modernen Erscheinungen der Reichshauptstadt, sondern von einer historischen Straße angezogen wird. Während im alten, an historischen Erscheinungen reichen Wien die modernste aller Straßen, die Ringstraße, den Hauptanziehungspunkt bildet, wendet man sich im durchaus modernen Berlin vor allem jener Straße zu, welche die meisten historischen Erinnerungen aufweist: der Straße „Unter den Linden."

In der That, — eine merkwürdige und sehr interessante Straße. Zwar die Zeit, als diese Straße zu den schönsten in Europa zählte, als sie die schönste und imposanteste der preußischen Hauptstadt war, ist längst vorbei. Es giebt in Berlin Straßen, die weit großartiger und durch zahlreiche monumentale Bauten imposanter sind, als die Straße „Unter den Linden." Trotzdem bilden „die Linden" — wie die Straße kurzweg genannt wird — den Brennpunkt des Berliner Lebens, das Herz der Stadt Berlin. Obgleich das geographische Zentrum Berlins weiter östlich liegt, kann man die Linden, — trotzdem hier der Verkehr weit schwächer ist, als in andern, größeren Straßen, — für das eigentliche Zentrum, den Mittelpunkt von Berlin ansehen. Um die Linden herum spannt sich netzförmig der ganze Verkehr der deutschen Reichshauptstadt; von den Linden aus strahlt das Leben nach allen Richtungen der Stadt hin; die Linden bilden gleichsam den Punkt, von dem aus man sich in Berlin orientiert.

Aber wenn auch das architektonische Bild der Straße „Unter den Linden" von anderen, an neueren, monumentalen Bauten reicheren Straßen etwas verdunkelt wird, so bringt sie doch schon auf den ersten Blick eine Wirkung hervor, wie nur wenige Straßen der Welt sie erzielen. Wenn man vom Tiergarten aus das imposante Brandenburger Thor passiert und den ersten Schritt auf die Straße thut, entrollt sich dem Blick eines der großartigsten und schönsten Bilder. In mächtiger Breite dehnt sich rechts und links die Straße aus, mit breiten Fahrdämmen zu beiden Seiten, zwischen denen sich eine vierfache Reihe von Linden- und Kastanienbäumen hinzieht. Scheinbar endlos streckt sich die Straße hin, so lang, daß die letzten Bauten am Horizont in der blauen Luft verschwimmen. In Wirklichkeit ist die Straße nur anderthalb Kilometer lang. Aber die imposanten Gebäude rechts und links, das frische Grün der kräftigen Linden in der Mitte, das gewaltige Monument Friedrichs des Großen, das der Linden-Allee einen herrlichen Abschluß giebt, und die Verlängerung der Straße „Unter den Linden" durch die neue



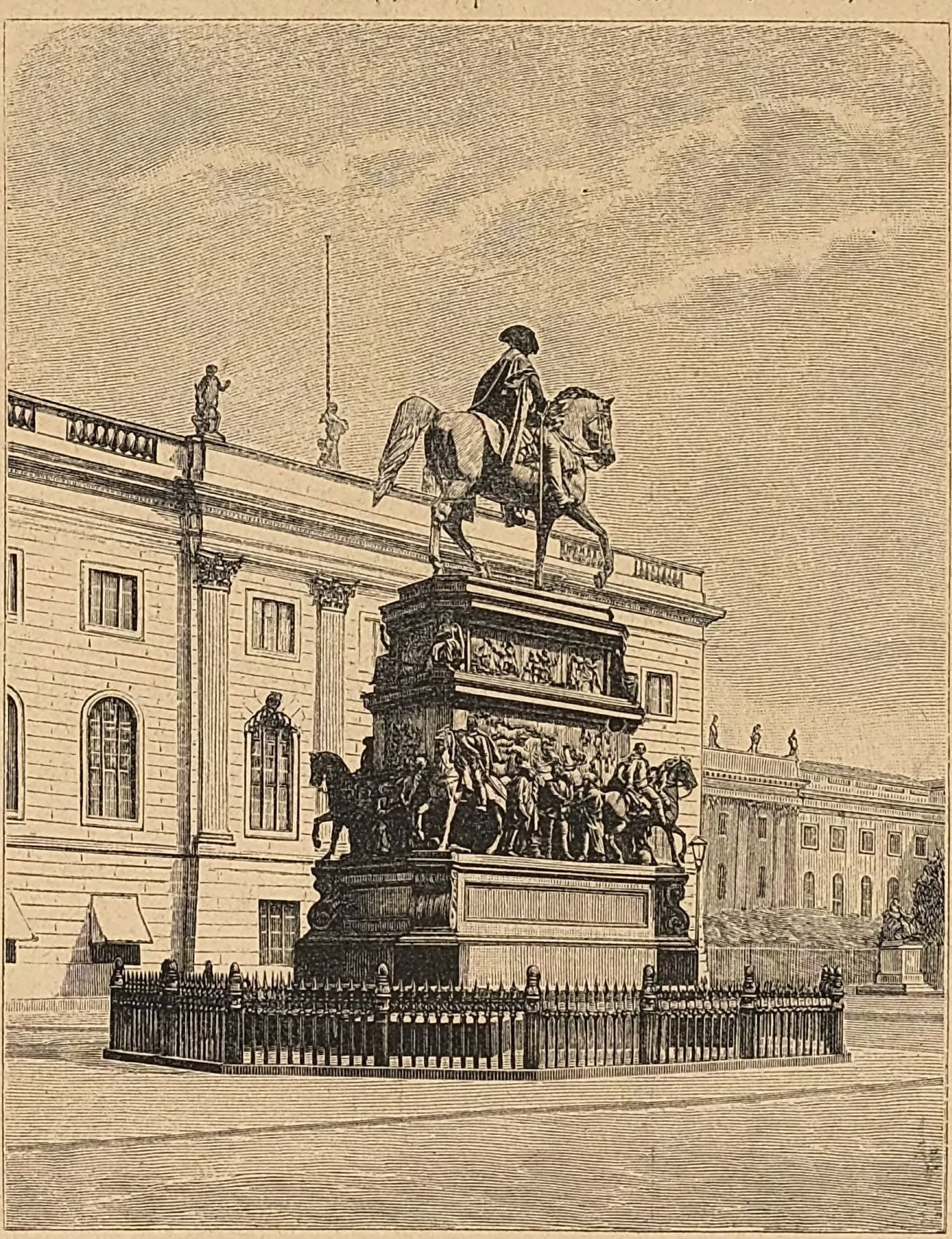
Berlin von der Siegessäule, nördliche Ansicht.



Berlin von der Siegessäule, südöstliche Ansicht.

architektonisch schöne Kaiser Wilhelmstraße, verleihen dieser Via triumphalis der Kaiserstadt das Bild einer außerordentlichen Länge. Und diese Länge ermüdet nicht das Auge, wie das Bild anderer langer Straßen, sondern sie wird gleichsam gemildert und gewinnt gleichzeitig den Effekt durch die ungeheure Breite, die mehr als 60 Meter beträgt. So gleicht die Straße einem gewaltigen Platz, der mit seinen Fahrdämmen, seinen breiten Trottoirs und der mit Ruhebänken versehenen Promenade in der Mitte, einer unzählbaren Menschenmenge und zahllosen Fuhrwerken Raum bietet.

Dann erst, nachdem man einen Blick über das ganze Straßenbild geworfen, wendet sich das Auge den einzelnen monumentalen Erscheinungen der Linden zu. Hinter sich hat man einen gewaltigen Bau in antikem Stil, den Propyläen in Athen nachgebildet, mit riesigen, dorischen Säulen, zwischen denen sich fünf Durchgänge für Wagen und Fußgänger befinden: es ist das in den Jahren 1789—1790 erbaute **Brandenburger Thor.** Hoch oben auf dem Thore steht das prachtvolle Werk von Schadow, die Quadriga, das stolze, von der Göttin Viktoria geführte Viergespann, welches in sausendem Fluge über dem Thore in die Lüfte dahin schweben zu wollen scheint. Das Brandenburger Thor ist eine der großartigsten Triumphpforten, die in alter und neuer Zeit geschaffen worden sind, und der Eindruck der Großartigkeit wird noch gehoben durch die beiden kleineren, tempelartigen Flügelgebäude, die sich rechts und links an das Thor anlehnen.



Denkmal Friedrichs des Großen, Unter den Linden.

Einige Schritte weiter dehnt sich ein breiter, von palastartigen Häusern eingefaßter Platz aus, der rechts und links schöne gärtnerische Schmuckanlagen und prachtvolle Springbrunnen zeigt — der Pariser Platz. Nun erst beginnt die eigentliche Straße „Unter den Linden" mit ihrem Reichtum an glänzenden Palästen, an imposanten, modernen Hotels an Bankgebäuden und großartigen Kaufläden. Je weiter man schreitet, desto mehr häufen sich für das kunstsinnige Auge interessante architektonische Momente. Da sieht man das große Palais des Kultusministeriums mit dem schönen, von Eberlein komponierten Fries, der in allegorischen Darstellungen die ganze Thätigkeit des Ministeriums, von der Pflege der Musik und der Dichtkunst an, vor Augen führt; dann das stolze Palais der russischen Botschaft, weiterhin das in griechischer Renaissance gehaltene Palais des Ministeriums des Innern mit seiner schönen Sandsteinfassade; wogegen sich auf der gegenüberliegenden Seite einige neue Prachtbauten, wie der Bau des „Theaters Unter den Linden" mit der schönen Lindengallerie, und wenige Schritte weiter das Haus mit der „Passage" und der „Kaisergallerie" erheben. Vom Pariser Platz an bis zu dem Punkte, wo „die Linden" von der Friedrichstraße durchschnitten werden, ist das Bild zu beiden Seiten der Linden glänzend und wahrhaft großstädtisch. Da reiht sich ein Geschäftshaus an das andere, mit gewaltigen Schaufenstern, hinter denen die Erzeugnisse der Weltindustrie, mit erlesenem Geschmack gruppiert, das Auge locken und blenden; und vor diesen Schaufenstern wogt vom frühen Morgen bis hinein in den späten Abend unaufhörlich die Menge der fremden Schaulustigen, der Berliner Pflastertreter und der mit raschem Schritt dahineilenden Geschäftsleute, während auf den Fahrdämmen zu beiden Seiten, wie ein nimmer rastender Strom, Fuhrwerke aller Art, von der goldglänzenden Hofequipage bis herab zum schwerfälligen Lastwagen, daherrollen.

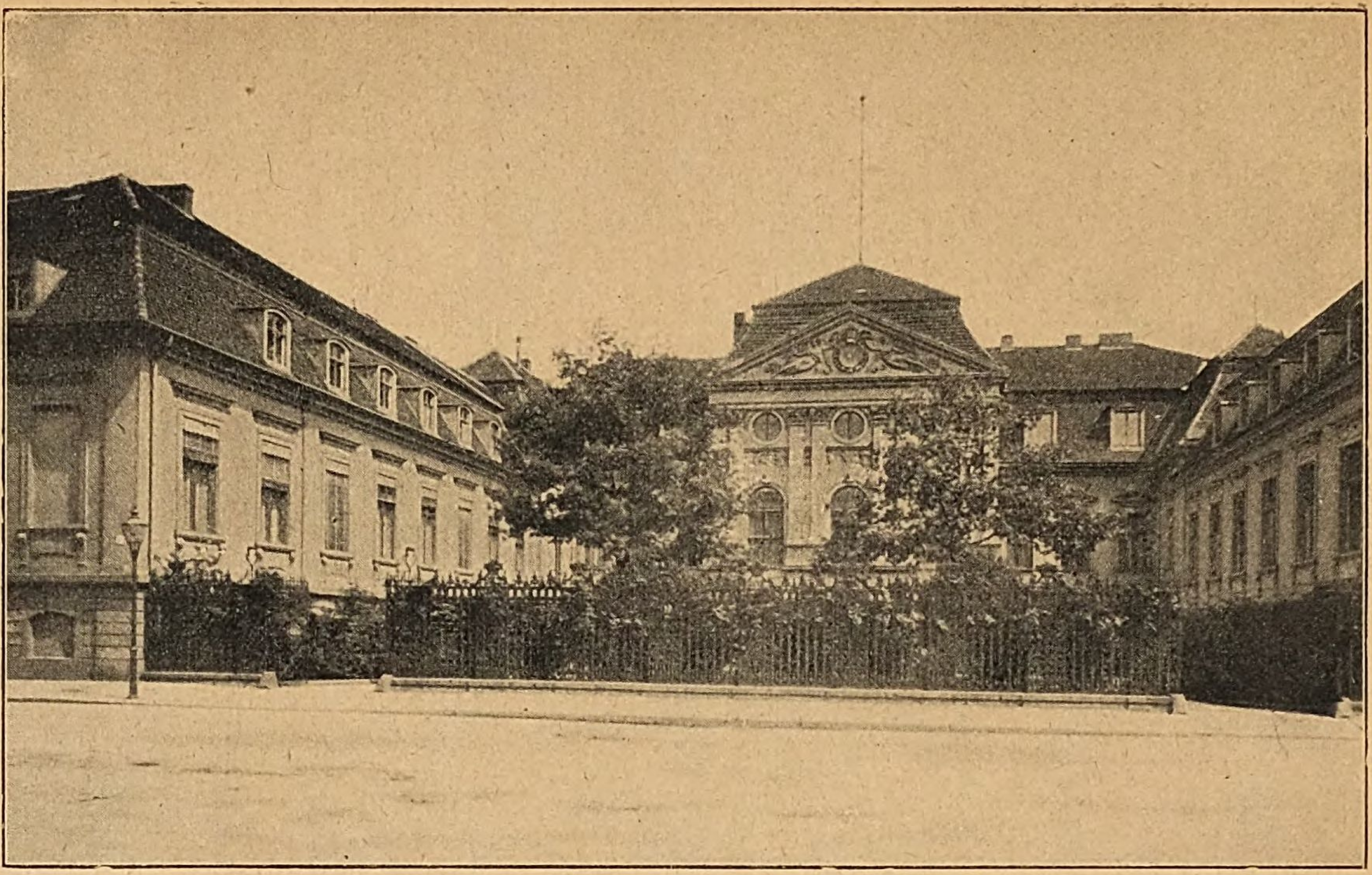
Überhaupt ist dieser Teil der Linden, besonders seit dem Tode Kaiser Wilhelms I., stets stärker belebt, als der östliche Teil, wo sich die kaiserlichen Palais befinden. Früher war das anders. Da flutete die Menge, darunter in erster Reihe alle Berlin besuchenden Fremden, dem Palais Kaiser Wilhelms zu, jeder Einzelne von dem Wunsche beseelt, den Kaiser zu sehen, wohl gar einen Blick von ihm vom historischen Eckfenster aus zu erhaschen, oder die Auffahrt der Minister, der fremden Botschafter und der hohen militärischen Würdenträger zu beobachten. Nunmehr aber haben sich die Verhältnisse sehr geändert. Wohl versäumt es kein Fremder, jenen Teil der Linden — nebenbei gesagt, den interessanteren Teil — zu besuchen, wo sich die großartigen Palais an einander drängen, wo jeder Schritt die bedeutsamsten historischen Erinnerungen wachruft, jenen Teil, der eigentlich die „historischen" Linden repräsentiert; immer wieder aber werden die Menschen von dem westlichen, dem Tiergarten zu belegenen Teile angezogen, wo nur in geringerem Maße die Vergangenheit, umsomehr aber die glänzende Gegenwart zu ihnen spricht. Und die Berliner selbst gehen den Fremden mit ihrem Beispiel voran. Wenn nach alter Sitte die Berliner ihren Sonntagnachmittagsspaziergang über die Linden machen, wenn sich ungeheuere, unübersehbare Menschenscharen aus dem Tiergarten auf die breiten Trottoirs, auf die Fahrwege und auf den Gehweg in der Mittelallee ergießen oder von den Linden zu dem Branden-



Reichstagsgebäude.

burger Thor hinaus fluten, so staut sich die Menge meist zwischen der Friedrichstraße und dem Brandenburger Thor. Hier ist der Spaziergänger jeden Moment eingekeilt in drangvoll fürchterliche Enge; wie gewaltige, breite Ströme fluten die Massen hin und her, die kompakten, zusammengedrängten Massen, in denen der einzelne von der Menge mitgedrängt, mitgezogen wird.

Ganz besonders jener Punkt, wo die Friedrichstraße in die Linden mündet, ist ein Schnittpunkt, der sich fast gewaltsam den Sinnen

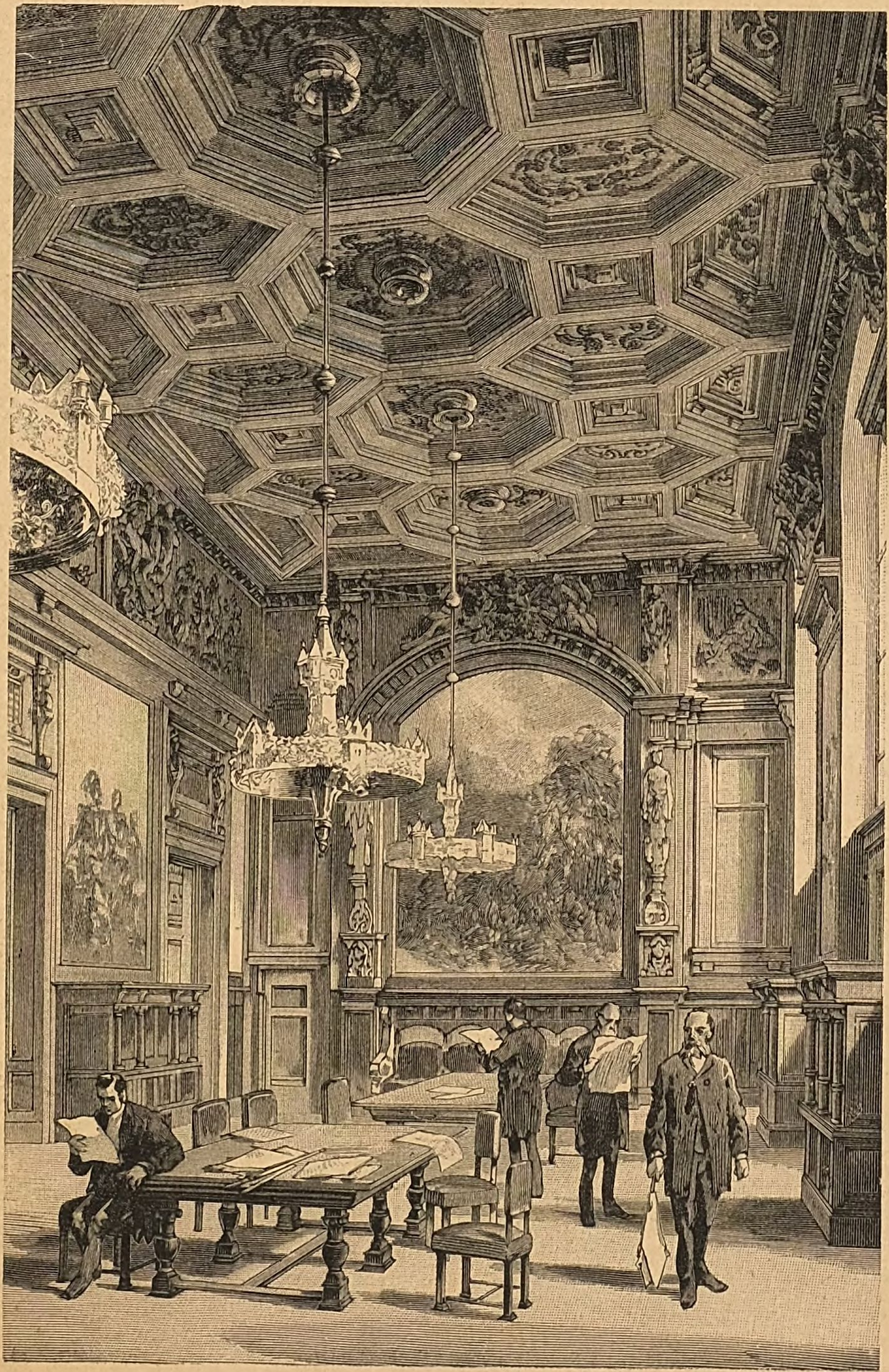


Das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße.

aufdrängt. Der gewaltige Verkehr, der tagaus, tagein bis in die späte Nacht in der Friedrichstraße flutet, ergießt sich in und durch die Straße „Unter den Linden," und die ungeheure Menge der vom südlichen wie vom nördlichen Teil der Friedrichstraße anfahrenden Fuhrwerke zwingt die Passanten der Linden oft genug, stehen zu bleiben und mitunter mehrere Minuten geduldig zu warten, ehe es ihnen möglich wird, den Übergang vom westlichen zum östlichen Teil der Linden zu passieren. Das Eckhaus des westlichen Teiles der Linden bildet die sogenannte Kranzler'sche Ecke. Sie spielte vor fast einem halben Jahrhundert in Berlin eine sehr große Rolle und erfreut sich noch jetzt eines weiten, vorteilhaften Rufes und eines sehr lebhaften Zuspruchs.

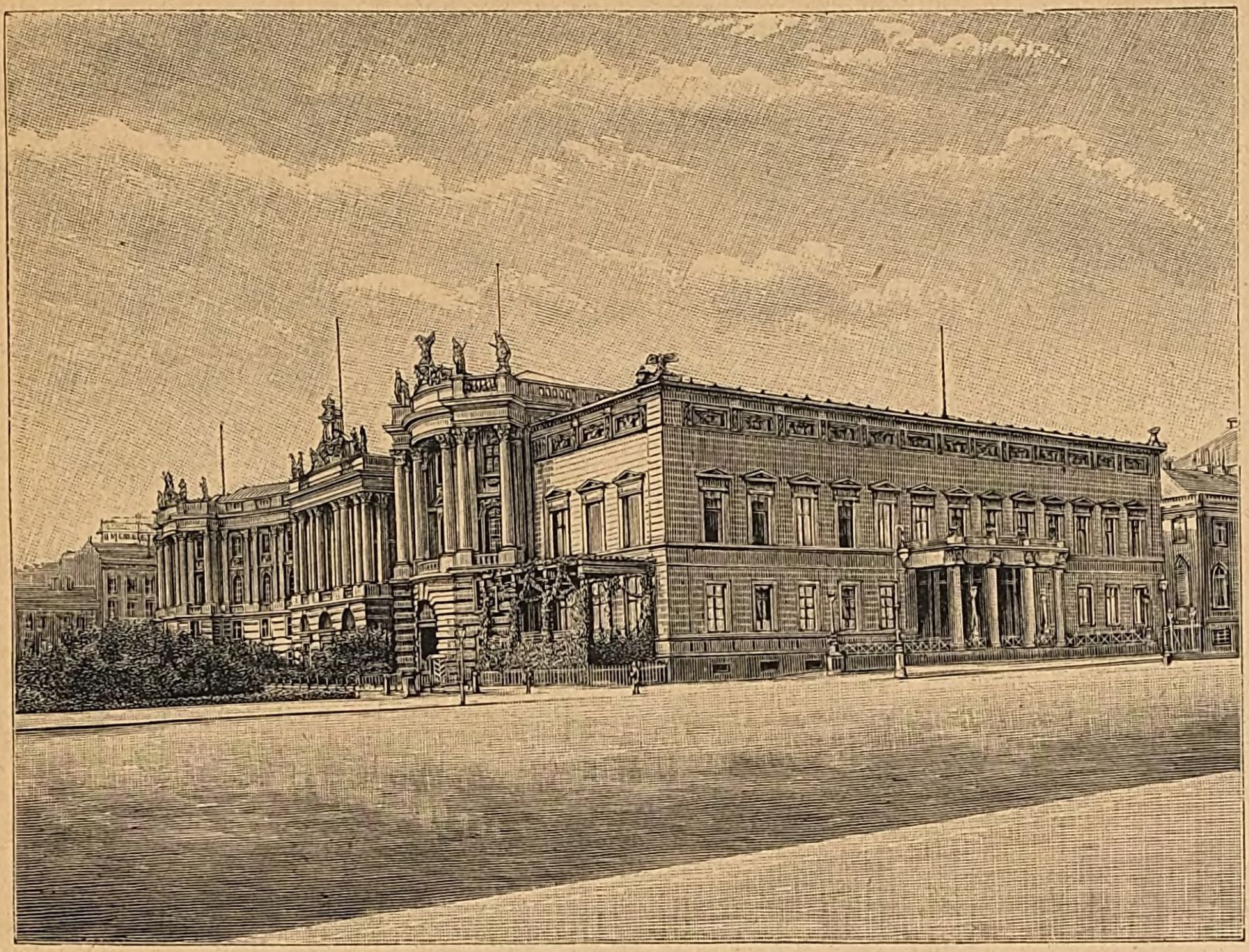
Die andere Ecke, am östlichen Teil der Linden, hat einen mehr modernen Charakter. Sie wird vom Café Bauer eingenommen, dem ersten Wiener Caféhaus, das in den siebziger Jahren in Berlin begründet wurde und das, durch seine prunkhafte, luxuriöse Ausstattung in den Räumen des Erdgeschosses und der ersten Etage, noch heute die Berliner wie die Berlin besuchenden Fremden anzieht.

Hat man den kleinen Teil der Linden, der zwischen der Friedrichstraße und der Charlottenstraße liegt, passiert, so ändert sich das Bild wie mit einem Schlage. Die glänzenden Läden, mit ihren riesigen Schaufenstern, sind nur noch sehr spärlich zu sehen; dagegen erheben sich zu beiden Seiten der herrlichen Straße Gebäude, deren monumentaler Charakter sofort in die Augen fällt. Ein schwerfälliger, massiver, in der künstlerisch sehr anspruchslosen Fassade verwitterter Bau an der Ecke der Charlottenstraße — auf der nördlichen Seite der Linden — fesselt die Aufmerksamkeit. Das Gebäude stammt noch aus den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts und trägt in



Das Lesezimmer im Reichstagsgebäude.

seinem massiven Stil auch alle Merkmale jener Zeit, die in der Architektur weniger künstlerische Ideale, als vielmehr das Prinzip der Nützlichkeit vertrat. Es ist die Akademie der Wissenschaften, jenes ehrwürdige und stolze Institut, das die größten Geister der Nation, die größten Gelehrten zu seinen Mitgliedern zählt. Einfach und bescheiden wie in seinem Äußern, ist das Haus auch in seiner inneren Ausgestaltung; die Säle und Zimmer sind nüchtern gehalten, ohne Schmuck, ohne Verzierung; entsprechend der Einfachheit der Fassade und der inneren Ausstattung vollziehen sich die Sitzungen der Akademie auch einfach und prunklos.



Das Palais Kaiser Wilhelm I. (Dahinter die Kgl. Bibliothek.)

Anstoßend an die Akademie der Wissenschaften steht ein monumentales Bauwerk, das unverkennbar den Palaisstil des vorigen Jahrhunderts trägt und in der That kurz nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Palais des Prinzen Heinrich von Preußen erbaut wurde. In diesem alten prinzlichen Palast befindet sich seit 1806 die Universität. Die inneren Räumlichkeiten sind zu größeren und kleineren Hörsälen ausgestaltet worden, und an das einstige prinzliche Palais erinnert nur noch die Fassade sowie das hübsche Vorgärtchen, vor dem jetzt die beiden herrlichen Marmorstatuen der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt in sinnender Stellung thronen.

Aber nun befindet man sich im Bereich jenes Teiles der Linden, den man geradezu als den fürstlichen und militärischen bezeichnen kann. Hier erhebt sich vor dem Palast Kaiser Wilhelms I., als effektvoller Abschluß der vierfachen Linden-Allee, das großartige Denkmal Friedrichs des Großen, die populärste und genialste Schöpfung des großen Meisters Rauch. Es ist in der That ein herrliches Werk, eines der grandiosesten, welche die bildende Kunst in Deutschland geschaffen. Auf dem Sockel ruht das kolossale Reiterbild Friedrichs des Großen im Krönungsmantel, aber mit dem historischen Krückstock, ohne welchen die Gestalt dieses Helden fast kaum zu denken ist. Der Sockel selbst zeigt reiche Reliefdarstellungen in drei Abteilungen. Und zwar in der oberen Abteilung allegorische Figuren und Scenen aus dem häuslichen Leben des Königs; in der Mitte sprengen aus vier Ecken vier Reiter hervor, nämlich Prinz Heinrich von Preußen, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Zieten und Seydlitz; die Flächen aber sind mit lebensvollen Gruppen hervorragender anderer Zeit- und Kampfgenossen des großen Königs bedeckt. So sieht man die Gestalten des Prinzen August Wilhelm von Preußen, der Generale Keith, Kleist, Winterfeldt, Tauenzien, des Fürsten Leopold von Dessau, von Rittern des Geistes, z. B. Immanuel Kant, Lessing u. s. w. Die untere Abteilung zeigt die Namen bekannter Männer, besonders von Soldaten aus Friedrichs des Großen Zeit. Es ist ein gewaltiges Stück Geschichte, das in diesem Denkmal dem Beschauer plastisch entgegentritt, ein grandioses Werk, das mit Recht zum Wahrzeichen Berlins und Preußens geworden ist.



Die Königs-Wache.



Unter den Linden u. Friedrichstrasse.



Unter den Linden und Friedrichstraße, südliche Ansicht.

Und rechts neben dem Denkmal, von diesem nur durch wenige Schritte, durch den Fahrdamm getrennt, erhebt sich mit seinem, auf vier dorischen Säulen ruhenden Balkon, das **Palais** des **Heldenkaisers Wilhelm I.** Mit Andacht ruht das Auge auf diesem, an sich durchaus nicht prunkvollen Hause, in welchem der Einiger Deutschlands, der von hohem Glück begnadete König, der erste deutsche Kaiser, bis zu seiner letzten Stunde gelebt und gearbeitet hat. In den Räumen, in denen Jahrzehnte lang rauschendes Leben geherrscht, in den Sälen, in denen ein gewaltiges Stück Menschheitsgeschichte sich abgespielt hat und wo die Geschicke Deutschlands und Europas entschieden wurden, herrscht jetzt tiefe Stille. Die Gemächer sind in ihrer Einrichtung und ihrem Aussehen noch genau in demselben Zustande zu sehen, wie an jenem Tage, als der alte Heldenkaiser aus dem Leben geschieden ist. Im Adjutantenzimmer — dem ersten Zimmer bei der Säulenhalle — sieht man noch jetzt die Modelle aller Truppengattungen und die Einrichtung, wie sie zu Lebzeiten des Kaisers war. An dieses Zimmer stößt ein Raum, der zu einer Kapelle gestaltet worden ist, und neben dieser Kapelle befindet sich das Schlaf- und Sterbezimmer Kaiser Wilhelms I. Von der Kapelle aus kann man auch das Gemach betreten, welches das berühmteste im Palais ist, nämlich das Arbeitszimmer des verstorbenen Kaisers. Da steht jedes Möbel, da stehen all' die vielen Dinge genau auf demselben Platz, wo sie sich in früheren Tagen befanden. Und da blickt man auch aus jenem Eckfenster, dem „historischen Eckfenster," von dem aus Kaiser Wilhelm das Leben und Treiben „Unter den Linden" beobachtet und sich beim Aufzug der Wache um 12 Uhr dem Volke gezeigt hat.



Das Kaiserin Augusta-Denkmal.



Die Hedwigskirche.

Ja, das historische Eckfenster bildete bis zum Tode des Kaisers einen der stärksten Anziehungspunkte Berlins. Fremde warteten hier stundenlang auf den Moment, da der Kaiser erschien. Und wenn von der Friedrichstraße her Militärmusik und Trommelwirbel ertönte, dann reckten sich die geduldig Harrenden empor und aller Augen richteten sich auf das Eckfenster, wo der Kaiser bald sichtbar werden mußte. Nun kam die Musik immer näher. Ein voranstürmender Schwarm von Menschen kündigte an, daß sie nur noch wenige Schritte vom Palais entfernt sei. Und da blinkten auch schon die glänzenden Uniformen, da sah man auch schon den langen, geschmückten Stab des Tambourmajors, und heller, stärker, freudiger erklangen die Töne der Musik, mit der die Wache aufzog. Jetzt passierte sie das Palais . . der Moment war da. Der Kaiser trat an das Eckfenster, und tausendstimmiges „Hurrah!" mischte sich dröhnend in die Rhythmen des Marsches, dessen Accorde freudiger zu tönen schienen. . . . Auch jetzt sieht man täglich dasselbe Bild; die Wache zieht auf, aber das interessante Schauspiel hat seinen Hauptreiz verloren.

Schräg gegenüber dem Palais liegt die **Neue** oder **Königs-Wache**, ein Bau, der nach einem Entwurf von Schinkel in Form eines römischen Kastells ausgeführt ist. Als diese Wache zum erstenmale — es war im Jahre 1818 — bezogen wurde, machte ihre Einrichtung dem damaligen Stadtkommandanten von Berlin viel Kopfzerbrechen. Es ereignete sich nämlich



Das Kronprinzen-Palais.

dem die Wache postiert war, so daß der Soldat, über die Köpfe der Leute hinweg, bequem die ganze Straße übersehen konnte.

Kehren wir nun wieder zur gegenüberliegenden Seite der Linden, zum Kaiserpalais zurück. Dicht am kaiserlichen Palais, am Platz am Opernhause, steht eines der effektvollsten Werke des Barockstils, die Königliche Bibliothek. Das Bauwerk hat ein ganz eigenartiges Aussehen, eine Fassade, welche dem Hause den Spottnamen „Die Bücherkommode" eingetragen hat. Nach einer alten Anekdote soll übrigens das Haus wirklich nach dem Muster einer Kommode ausgeführt worden sein. Als nämlich Friedrich der Große mit Baumeister Unger die Idee zur Erbauung des Hauses erwog, soll der Baumeister gefragt haben, nach welchem Plan er den Bau

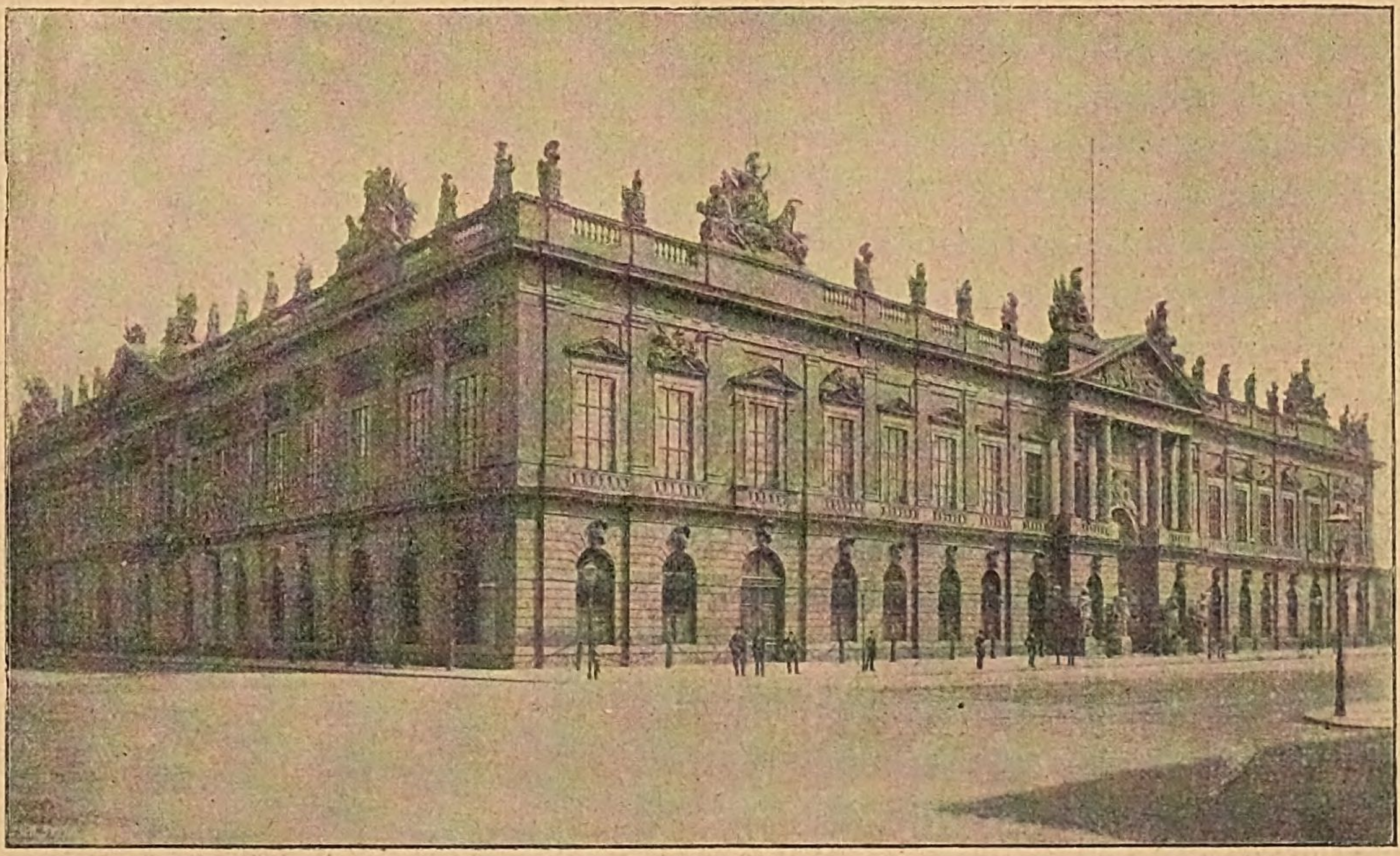
gleich am ersten Tage, daß der Posten, — der die Aufgabe hat, mit weithintönender Stimme die Wache zu rufen, sobald ein hoher militärischer Würdenträger sich naht, — ganz still blieb, als der Gouverneur vorbeipassierte, und das „Rrraus!" erst rief, als der Gouverneur fast in unmittelbarer Nähe des Postens stand. Dieses Übersehen hatte seine sehr natürlichen Ursachen. Vor dem Gitter der Wache hatten sich nämlich so viele Menschen angesammelt, daß der Posten den Offizier gar nicht sehen konnte. Verdrießlich begab sich nun der Gouverneur zum Baumeister und machte ihm den Vorwurf, daß der Bau unzweckmäßig ausgeführt sei. Aber statt zu erschrecken, hatte Schinkel auf die ärgerlichen Worte des Gouverneurs nur ein Lächeln. Er wollte sofort Abhülfe schaffen. Der Gouverneur schüttelte den Kopf; — wie war es denn möglich, so im Handumdrehen das Bauwerk umzugestalten? Aber er schwieg und ging, voller Neugierde, wie der geniale Architekt die Sache anstellen wolle, nach Hause.

Es war in aller Frühe am anderen Morgen, als der Gouverneur sich auf den Weg machte. Gemächlichen Schrittes, aber voller Spannung, ging er die Linden entlang, seine Blicke schon aus weiter Ferne auf die Wache richtend. Dort hatte sich anscheinend nichts verändert. Er sah auch, daß trotz der frühen Stunde, wie am gestrigen Tage, Leute vor der Wache standen. Wie wird das werden? Langsam ging er vorwärts. Und noch befand sich der Gouverneur in ansehnlicher Distanz zur Wache, als plötzlich weithintönend ein gewaltiges, langgedehntes „Rrrrrraus!" erscholl. Die Wache hatte also den General diesmal gesehen. Überrascht schritt er schnell auf die Wache zu, — ein Blick, und er hatte des Rätsels einfachste Lösung. Schinkel hatte einen Stein anbringen lassen, auf

ausführen solle. Da habe nun der König ungeduldig auf eine im Zimmer stehende Kommode hingewiesen und gesagt: „Mach' Er das Haus wie den Kasten da und laß Er mich zufrieden." — Nun, Anekdoten müssen ja nicht immer wahr sein. — —

Im übrigen zählt die „Bücherkommode" zu den großartigsten Bibliotheken Deutschlands. Man erhält unschwer einen Begriff von dem Umfange und dem Werte der Bibliothek, wenn man erfährt, daß sie fast eine Million Bände enthält. Eine Million Bücher! Das umfaßt so ziemlich die ganze Weisheit des Menschengeschlechts, so ungefähr alles, was die Menschen in historischer Zeit gedacht und gewollt haben.

Schreiten wir von der Bibliothek über den Schmuckplatz, so glänzt uns genau in der Mitte des Platzes, im schönsten weißen Marmor, die Statue der verewigten Kaiserin Augusta entgegen, — ein würdiges Standbild einer groß denkenden, in Wahrheit geistig hochstehenden Frau. Mit feinstem Verständnis hat der Künstler die Individualität der erhabenen Frau erfaßt und künstlerisch wiedergegeben. Die beiden



Das Zeughaus.

Reliefs am Sockel — Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe darstellend — bilden die beste Erläuterung für die Ausgestaltung des ganzen Monuments.

Und da steht man auch schon nach wenigen Schritten vor dem Opernhause, das nach seinem vor kurzem erfolgten Umbau innen und außen in neuer Pracht und Schönheit erglänzt. Es ist einer der stärksten Anziehungspunkte der deutschen Reichshauptstadt, — nicht allein für die Fremden, sondern auch für die Berliner selbst. So viele Theater Berlin auch besitzt: keines ist dermaßen mit dem Berliner Leben verbunden und verwachsen, wie das Königliche Opernhaus. Es war das erste wirkliche Theaterhaus, das Berlin im vorigen Jahrhundert erhielt. Ganz wie es sich jetzt äußerlich präsentiert, so sah es vor mehr als hundertfünfzig Jahren aus, als es sich zum erstenmale fertig den Bewohnern Berlins zeigte. Das Haus — von Knobelsdorff erbaut — war eine Lieblingsschöpfung Friedrichs des Großen. Da wurden die Opern der berühmtesten Meister des vorigen Jahrhunderts mit großartigster und kostspieligster Ausstattung aufgeführt, und da wurden auch später jene Bälle veranstaltet, die durch die Teilnahme des Königs und des ganzen Hofes zu den glänzendsten Festlichkeiten der preußischen Hauptstadt zählten. Der noch ejtzt alljährlich stattfindende „Subscriptionsball“ ist gleichsam der letzte Überrest, die letzte Erinnerung an die großartigen Festlichkeiten, die in früheren Jahrzehnten hier gefeiert wurden.

Das Opernhaus bietet äußerlich dasselbe Bild, wie vor anderthalb Jahrhunderten; aber auch nur äußerlich, in seiner Fassade. In Wirklichkeit ist es längst nicht mehr derselbe Bau, den Friedrich der Große hatte aufführen lassen. Es war in einer Nacht des Jahres 1843, als die Berliner durch den Ruf aufgeschreckt wurden: „das Opernhaus brennt!“ Alles eilte in der Richtung nach den Linden hin. Gewaltige Flammen schlugen aus dem Bühnenraume und zu dem Dache empor. Löschmannschaften waren wohl am Platze, und man gab sich die erdenklichste Mühe, das Gebäude zu retten. Doch aller Aufwand war vergebens. Das Feuer hatte sich über das ganze Haus ausgebreitet, und schon nach wenigen Stunden war der stolze Bau in einen Trümmerhaufen verwandelt. Allerdings hatten die Berliner nicht lange Veranlassung, den Verlust zu beklagen; denn schon nach kurzer Zeit erhob sich an derselben Stätte derselbe Bau mit derselben Fassade, aber innen noch weit prächtiger und großartiger, als früher. Und wie früher konnte man im Opernhause alle die großen Sterne sehen, die am Musikhimmel Europas leuchteten. Wenigstens in früheren Jahren gab es kaum einen berühmten Sänger oder eine große Primadonna, die nicht im Berliner Opernhause gesungen hätte. Aber auch in den letzten Jahrzehnten konnte man die größten Künstler Europas im Opernhause hören, wenngleich die deutsche Kunst den Vorzug erhielt.

Hinter dem Opernhause befindet sich die katholische St. Hedwigskirche, welche 1886 renoviert worden ist. In der Form von S. Maria Rotonda in Rom erbaut, besitzt die Kirche prachtvolle Glasmalereien und sehr schönes, in Eichenholz geschnitztes Gestühl.

Der vorwiegend militärische Charakter Berlins fällt besonders ins Auge, wenn man vor dem Opernhause stehend, einen Blick um sich wirft. Gleich neben dem Hause, das ausschließlich der Frau Musika geweiht ist, sieht man fünf Standbilder, die ein Stück der kriegerischen Vergangenheit Preußens vor Augen führen. Es sind die Standbilder der Heerführer aus den Befreiungskriegen: Blücher, Gneisenau, York, Bülow und Scharnhorst. Blücher steht da als der große „Marschall Vorwärts“, mit gezogenem Schwert, den Fuß auf ein Geschützrohr stemmend. Der Berliner Volkswitz, der die eigenen Institutionen am wenigsten schont und sich selbst an das Höchste heranwagt, hat natürlich auch die historischen Monumente nicht unbeachtet gelassen, zumal wenn sie hie und da eine künstlerische Schwäche offenbaren. So haben denn die Berliner schnell entdeckt, daß der Sockel des Blüchermonumentes für die Figur und das Geschütz zu schmal ist. Der Witz läßt nun den „Marschall Vorwärts“ sagen: „Auf meinen Ofen kommt mir keener! Ick habe selber kaum Platz druff.“ Auch am Denkmal Gneisenaus haben die Berliner etwas auszusetzen. Gneisenau streckt die Hand etwas weit vor, und die Berliner legen diese Haltung dahin aus, als wollte Gneisenau



sagen: „Meine Handschuhnummer wollen Sie wissen? Sehen Sie mal zu, ick jloobe, zehn un' halb wer' ick brauchen." Daß sich auch an die anderen Gestalten ironisierende Bemerkungen knüpfen, ist ganz selbstverständlich.

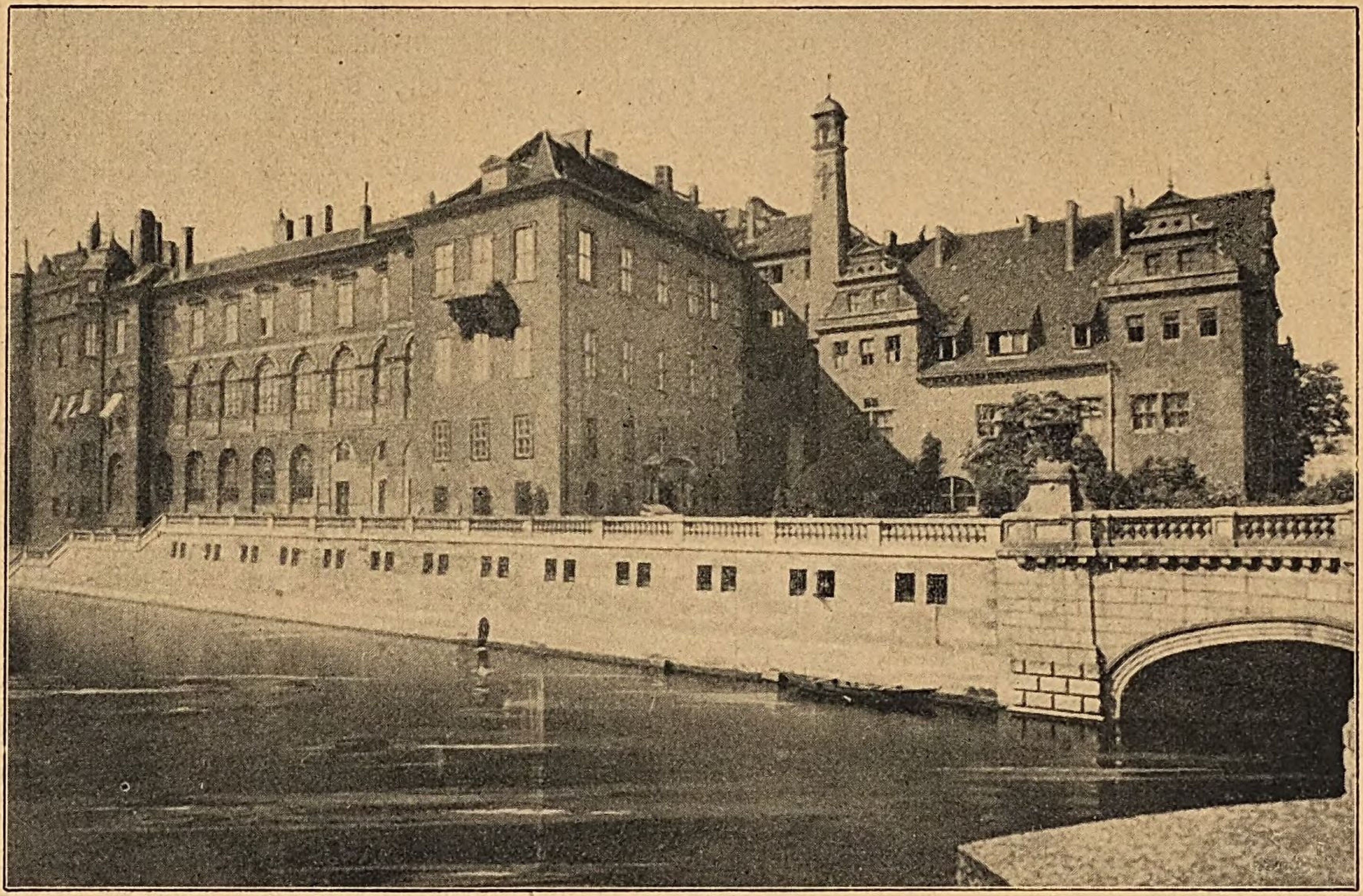
Doch über die Standbilder hinweg schweift das Auge hinüber zu einem Hause, das im Herzen aller Berliner und aller Deutschen die schönsten und die schmerzlichsten Erinnerungen wachruft. Es ist das Palais weiland Kaiser Friedrichs, im Berliner Volksmunde als das Kronprinzen-Palais bezeichnet. Wie die meisten Palastbauten unter den Linden, stammt auch dieses Palais aus dem vorigen Jahrhundert. Aber im Jahre 1857 wurde das Haus umgebaut und es erhielt mit seinem Bogengang, der den Eingang zur Oberwallstraße überspannt und es mit dem sogenannten „Prinzessinnen-Palais" verbindet, die Gestalt, die es jetzt zeigt. Dieses Haus nun war Jahrzehnte lang gewissermaßen das Schatzkästlein der Berliner. Vor diesem Hause machte der allezeit beflügelte Witz der ironischen Berliner Halt, — die Liebe trat an dessen Stelle. Es gab wohl kaum je einen Mann in der preußischen Hauptstadt, der so viel Sympathie genoß, dessen Persönlichkeit im Volke so tief wurzelte, wie Kronprinz Friedrich Wilhelm. Er war die Liebe und die Hoffnung aller, und wenn er irgendwo erschien, der Mann mit der Heldengestalt, mit dem offenen, männlich schönen Ge-



Ueberreichung einer Bittschrift an Kaiser Wilhelm.

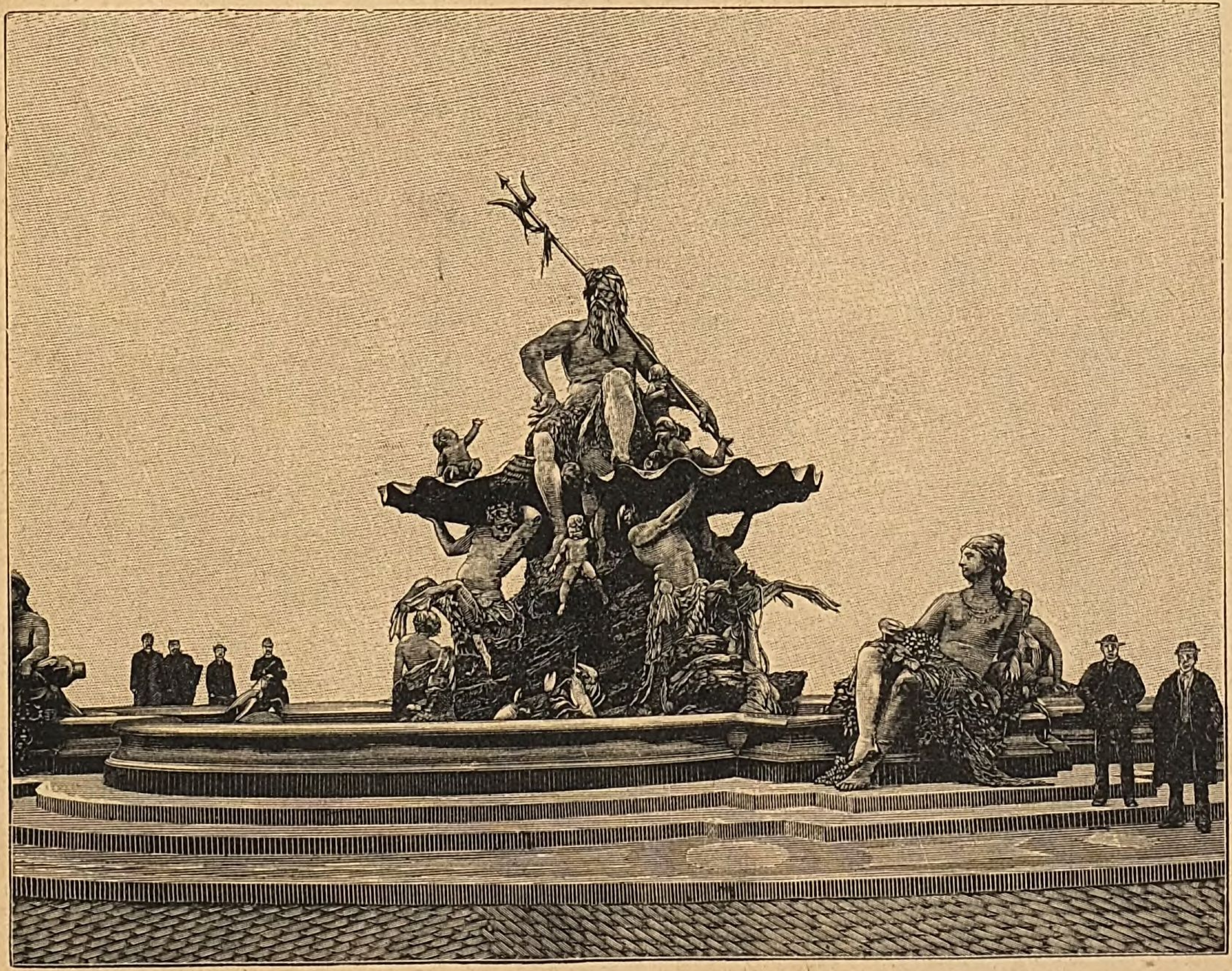
sicht, auf dem stets, wie warmer Sonnenschein, das Lächeln der Güte und Milde strahlte, so schlugen ihm die Herzen Aller mit wahrer, echter Begeisterung entgegen. Unauslöschlich in der Erinnerung unserer Generation sind die Tage, da über dem First des Palais die Kaiserstandarte aufgezogen wurde. Eine unabsehbare Menschenmenge stand unter den Linden. Nur wenige Schritte rechts nach Westen erhob sich über dem Palais Kaiser Wilhelms schwer und langsam das Zeichen der Trauer, während über dem Palais des Kronprinzen die rote Kaiserstandarte empor stieg. Aber kein Ruf der Begrüßung vermochte sich den Kehlen zu entringen. Man wußte, der Erbe des Kaiserthrons, Friedrich III., war unterwegs auf der Reise in sein Land, in seine Hauptstadt, — aber er war ein schwer kranker Mann . . . krank auf den Tod! Und nun kam er, . . . mit Begeisterung, mit Jubel empfangen, — aber auch mit tiefem, herzlichen Mitleid, in das sich leise, schwache Hoffnungen mischten, die Hoffnung vor allem, daß sich die Krankheit mildern, der Gesundheitszustand des Leidenden vielleicht bessern würde.

Und dann kamen die schönen Tage, da sich der vielgeliebte Fürst dem Volke im offenen Wagen zeigen konnte. Welcher Jubel, welche Begeisterung durchbrauste an jenen Tagen die Reichshauptstadt; wie schwollen die Hoffnungen, daß Friedrich vielleicht doch seinem Volke erhalten bleiben könnte!



Das königliche Schloß; Ansicht von der Burgstraße.

Ja, diese Tage waren jene glücklichen Momente im Leben dieses herrlichen und schwer geprüften Dulders, die sein Lebensende verschönerten, die ihm den Abschied von dieser Welt schwer und zugleich auch trostreicher machten. Er wußte, daß so aufrichtig und herzlich wie er, noch kein Fürst vom ganzen Volke geliebt worden, daß er nicht nur in der Geschichte als Kriegsheld und Kaiser, sondern auch als Mensch im Herzen der Menschen fortleben würde. Gerade seine so kurze Lebenszeit als Kaiser wob um das Haupt Friedrichs einen Glorienschein; er starb gleich einem jener herrlichen mythischen Helden, welche die Götter von der Erde entrücken, weil sie den Menschen sie nicht gönnen. Um so unauslöschlicher, umso leuchtender lebt dann der Name solcher Helden fort in der Erinnerung, im Munde und im Herzen der spätesten Generationen.



Der Schloßbrunnen.

Genau gegenüber dem Palais der Kaiserin Friedrich erhebt sich ein großes, massiges Bauwerk in schwerfälligen Formen, anspruchslos in der Fassade, und doch trotzig wie ein befestigtes Schloß — das Zeughaus, oder wie es jetzt genannt wird, die Ruhmeshalle. Fast genau zweihundert Jahre ist der Bau alt. Er ist in seinem Wesen ein spezifisch preußisches, ein Berlinisches Institut.

Und eben weil er so ganz preußisch ist, hängt das Herz der Berliner Bevölkerung daran. Von den zahlreichen Museen und den verschiedenen anderen staatlichen Instituten Berlins ist keines so bekannt, keines von der Bevölkerung soviel besucht, wie die Ruhmeshalle.



Schillerplatz mit Schauspielhaus und französische Kirche.

Und das ist ja auch ganz selbstverständlich. Ein Besuch in der Ruhmeshalle führt die ganze Vergangenheit der einstigen Mark Brandenburg und des preußischen Staates vor Augen! Ein Blick auf die Trophäen und Waffen und Reliquien, und vor dem Auge erstehen all die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, die den Staat Preußen zur Größe emporgebracht, all die tapferen Heerführer, die mit Geschick und Kühnheit die preußischen Heere in den Schlachten zu Siegen geführt, all die Kämpfe, in denen das preußische Volk in heißem, blutigen Ringen mit flammender Begeisterung sein Vaterland verteidigt hat.

Außerordentlich interessant sind hier verschiedene Sammlungen und viele Gegenstände, die an historisch wichtige Persönlichkeiten erinnern. Da sieht man Modelle alter und neuerer Festungen und instruktive Pläne von historisch bekannten Schlachtfeldern. Besonders stark wird das Auge gefesselt von der imposanten Waffensammlung, die uns die Kriegsmittel vom vierzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart vor Augen führen. Merkwürdig sind da die gewaltigen Kanonen aus der alten Zeit, Riesengeschütze, deren Transport und Verwendung mit ebenso viel Mühe wie Gefahr verbunden gewesen sein mag. Viele haben, nach dem Brauche der früheren Tage, charakteristische Inschriften, wie z. B. das Geschütz „Lerche“, auf dem es heißt:

„Die Lerche werd' ich genannt
Meine Stimm' ist allen wohl bekannt.“

Oder den Spruch auf einem Geschütz aus Trier:

„Greif heiß ich
Meinem gnädigen
Herrn von Trier dien' ich
Wo er mich heißt gewalten
Da thu' ich Mauern und Thor zerspalten.“

Diesen alten Geschützen und Waffen, fast aus aller Herren Länder, schließen sich die aus der neueren und der neuesten Zeit, aus dem deutsch-französischen Kriege, an; aber diese großartigen Sammlungen wären nicht vollständig, wenn die Waffen nicht durch die Kriegskleidung, also die Rüstungen aus dem Spätmittelalter und die Uniformen aus den verschiedenen Epochen ergänzt würden. Und unter diesen Uniformen fallen verschiedene als sehr interessante historische Reliquien ganz besonders ins Auge.



Die Wache auf dem Schloß.

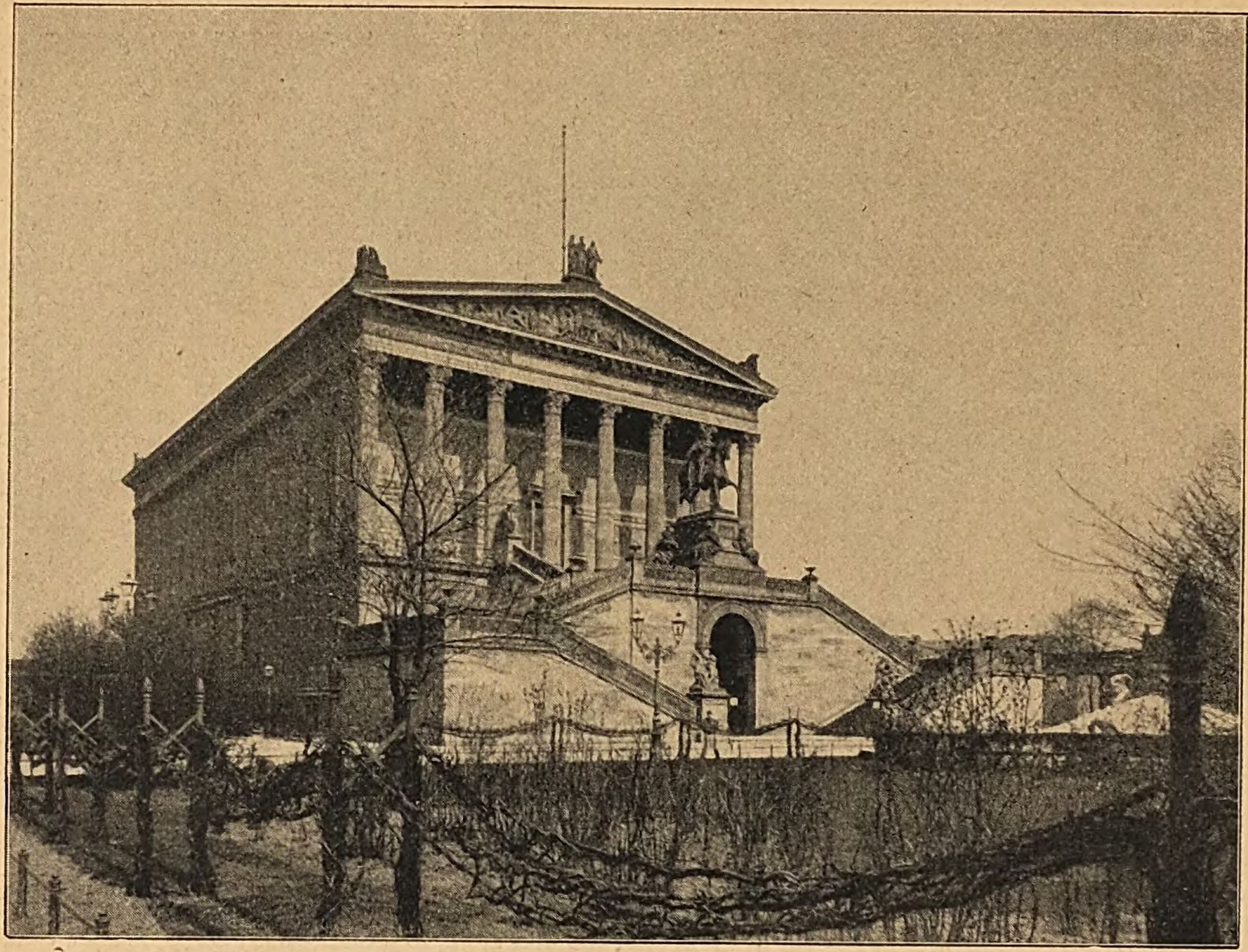
Da ist die Uniform des Feldmarschalls Derfflinger, da sieht man das Pantherfell und die Mütze des heißblütigen, kühnen Zieten, den Rock und den Degen des Generals Seydlitz u. s. w. Den tiefsten Eindruck freilich bringt auf den Besucher die eigentliche „Ruhmeshalle“ hervor, der großartige, säulen=



Kurfürstenbrücke mit Schloß.

getragene Saal, in dem sich eine überwältigende Fülle von stolzer Kunst und Schönheit zusammendrängt. Doch wer vermag auf engem Raume alles Glorreiche, Erhebende und Erschütternde zu schildern, was dieses Haus in seinen Mauern, in seinen einzelnen Räumen birgt? Keiner, welcher Nation er auch angehören möge, verläßt das Zeughaus, ohne einen tiefen, bleibenden Eindruck erhalten zu haben. Wenn man durch seine Räume wandert, begreift man, warum dieses äußerlich so anspruchslose Haus den Namen „Ruhmeshalle" erhalten hat; denn mehr als jede begeisterte Schilderung und Erzählung führt jeder Gegenstand, den man hier sieht, den Ruhm Preußens und Deutschlands vor Augen.

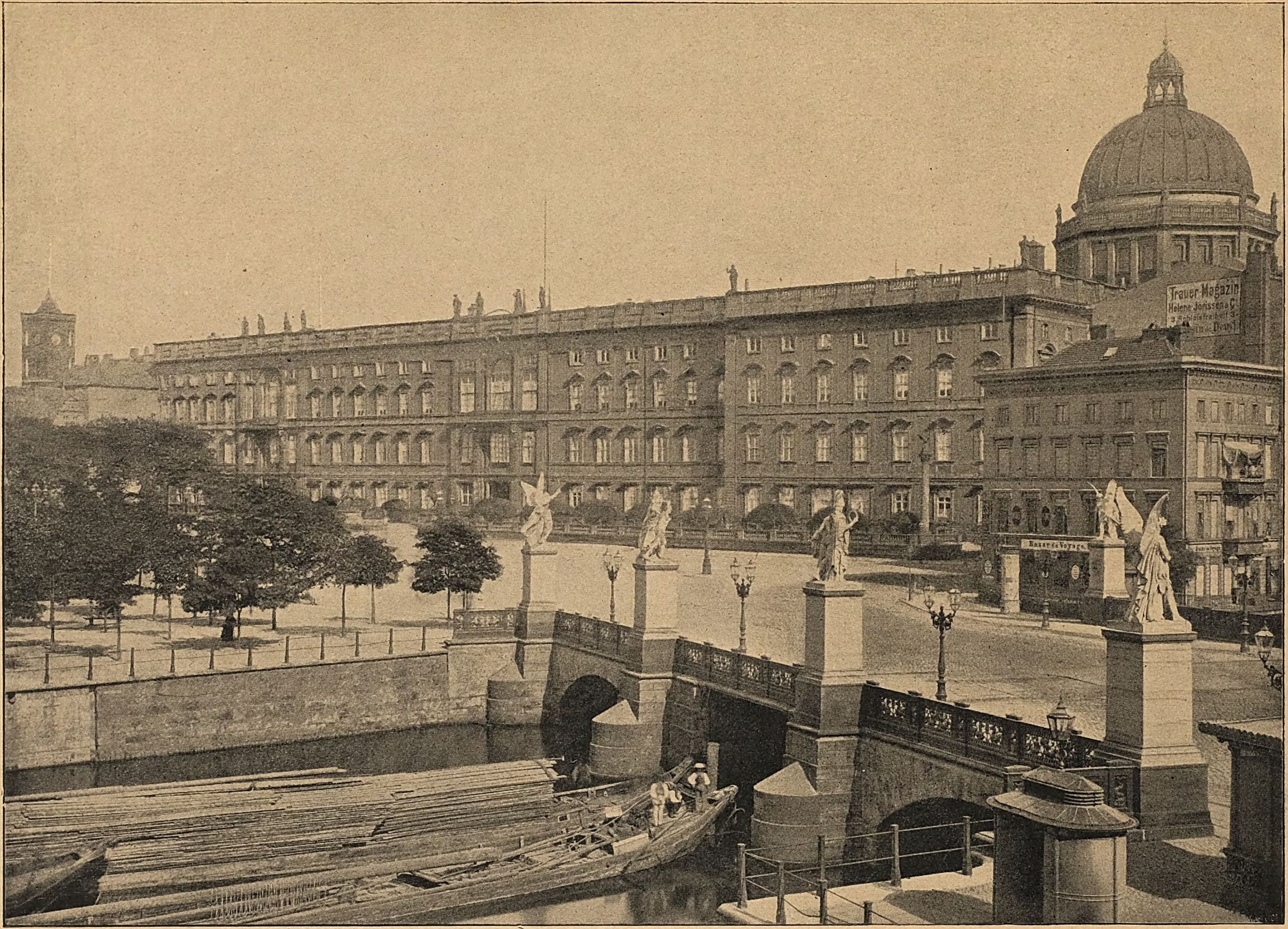
Das Zeughaus liegt fast unmittelbar an dem Spreearm, der die Friedrichstadt von Alt-Kölln scheidet. Eine sehr hübsche, nach Entwürfen von Schinkel erbaute Brücke, die ihre besondere Charakteristik durch acht überlebensgroße Marmorgruppen erhält, führt hinüber von den Linden zu dem großen Platze, der auf der einen Seite vom Königlichen Schloß, auf der anderen vom Lustgarten und den dahinter liegenden Museen abgeschlossen wird. Diese Brücke, die den offiziellen Namen Schloßbrücke und den Spottnamen „Puppenbrücke" trägt, ist mit ihrem künstlerischen Schmuck den Berlinern bis zum heutigen Tage gewissermaßen ein Rätsel geblieben. Die Gruppen stellen in antiker Weise Leben und Tod des Kriegers dar. Aber dem konkret denkenden Geiste der Berliner sind die antiken Allegorien zu geheimnisvoll. Und weil sich viele über die Bedeutung der einzelnen Gruppen nicht klar sind, so macht sich ihre Kritik auf althergebrachte Art selbstverständlich in Witzen Luft, die allerdings nicht immer sehr geschmackvoll sind. Am schärfsten richtet sich der Volswitz gegen diejenige Gruppe, welche einen verwundeten Krieger zeigt, den die Siegesgöttin mit dem linken Arm vor dem Hingleiten bewahrt, während sie mit dem hocherhobenen rechten Arm die Siegespalme über den Fallenden hält. Die ganze Pose ist etwas gekünstelt, und der Witz kritisiert die Gruppe mit den Worten eines Schusterjungen: „Wenn mir meine Meestern haut, dreht sie mir immer anders 'rum."



Die National-Gallerie.



Museum mit Lustgarten.

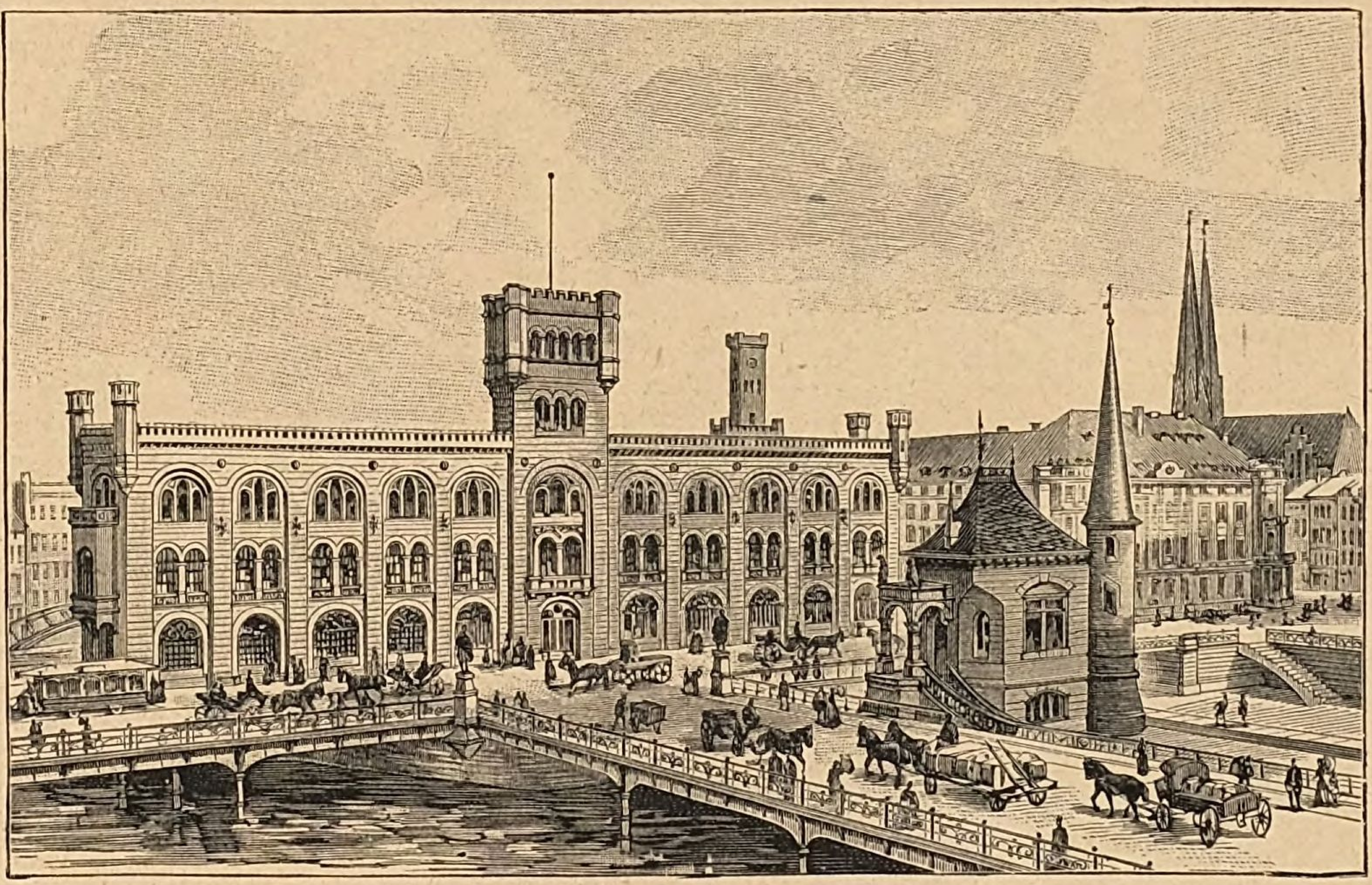


Schloßbrücke mit Schloß.

Doch da stehen wir schon vor dem gewaltigen Bauwerk, das der preußischen Hauptstadt seit jeher sein Merkmal aufdrückt, das Berlin zur königlichen und zur kaiserlichen Residenz macht — es ist das Königliche Schloß. Wahrlich, es verdient seinen Namen im vollen Sinne des Wortes, denn es ist eine imposante, eine stolze Burg, ein wahres Herrscherschloß, das mit seiner Lage und mit seinen großen architektonischen Formen wie eine ernste, schweigende Gebieterin dasteht.

Noch sind an diesem Schlosse Mauern, Höfe und Gemächer vorhanden von jener „Zwingburg", die Kurfürst Friedrich II. errichten ließ und mit der er Berlin-Kölln — damals zum tiefen Schmerz der Berliner — zur Residenz machte. Wie sich doch die Zeiten und die Dinge ändern! Was damals, — in den Tagen, da Herrschergewalt und Staat identisch waren, da nur ein energischer Herrscher einem Staatswesen Ruhe und geordnete Zustände sichern konnte, — den Bewohnern einer Stadt schwere Sorge bereitete und tiefe Demütigung brachte, das gereicht den späten Enkeln einer aufgeklärten, freiheitlichen Zeit zur Freude und zum Stolz. Ja, die Berliner sind sehr stolz darauf, daß ihre Stadt königliche Residenz ist, die erste, die herrlichste Stadt im deutschen Reiche; mit Freude bezeichnen sie ihr Berlin als deutsche Kaiserstadt, und um keinen Preis möchten sie das gewaltige Schloß missen, das ihre Väter einst als „Zwingburg" der Erde gleich machen wollten.

Aber freilich zeigt diese einstige Zwingburg aus dem fünfzehnten Jahrhundert heute ein anderes Gesicht. Die Nachfolger des Kurfürsten Friedrich II. haben es sich angelegen sein lassen, den Bau so auszugestalten, daß er nicht nur mit den Ansprüchen der Zeit, sondern auch mit dem Wachstum des Staates Schritt halten konnte. Freilich, die Gestalt, die das Schloß jetzt zeigt, hat es noch, oder erst von König Friedrich I. erhalten. Die in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaute Burg wurde durch neue Anbauten von den Kurfürsten Joachim und Johann Georg, und dann vom Großen Kurfürsten immer weiter und großartiger ausgebaut. König Friedrich I. aber ließ den ganzen Gebäudekomplex vollständig erneuern und die gleichsam zusammengewürfelten Teile des Schlosses zu einem einheitlichen Gebäude von großartigsten Verhältnissen ausgestalten. Kein Geringerer als der große Meister Schlüter entwarf die Pläne. Unter seiner Leitung wurde das Riesenwerk begonnen und sieben Jahre lang fortgeführt. Intriguen, wie sie an Höfen nicht selten vorkommen, zwangen den genialen Meister, die Leitung schweren Herzens seinem Nachfolger Eosander v. Goethe abzutreten, der das Werk nach seiner Idee fortsetzte, aber es gleichfalls nicht vollendete. Die Vollendung blieb dem Baumeister Böhme vorbehalten, der im Jahre 1716 den Bau bis zu einem gewissen Grad zum Abschluß brachte.



Der Mühlendamm in seiner jetzigen Gestalt
mit den Denkmälern Albrecht des Bären und des Markgrafen Waldemar.

Mit den Formen, die das Schloß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhalten hat, steht es noch jetzt, am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, da. Eine etwas veränderte Gestalt freilich zeigen die Innenräume. Seit dem Tode König Friedrichs I. wurden sie nach und nach ausgebaut und verschönert. In den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts kam die von Stüler und Schadow ausgeführte Kapelle mit der großartigen Kuppel hinzu, und in neuester Zeit sind von den Pracht- und Repräsentationsgemächern namentlich der herrliche Weiße Saal und die Parade-Kammern vollständig renoviert und mit künstlerischer Pracht ausgeschmückt worden. — Das Schloß ist für die Berliner der eigentliche Mittelpunkt, das pulsierende Herz Berlins, ohne welches die Residenz gar nicht zu denken wäre. Aber nicht nur als Sitz der Kurfürsten und Könige, sondern auch in anderer Weise hat das Schloß die Berliner schon oft beschäftigt. Es hat nämlich seine Sage! Und was wäre denn auch ein Schloß ohne Sage . . . ohne eine gespenstische „weiße Frau"?

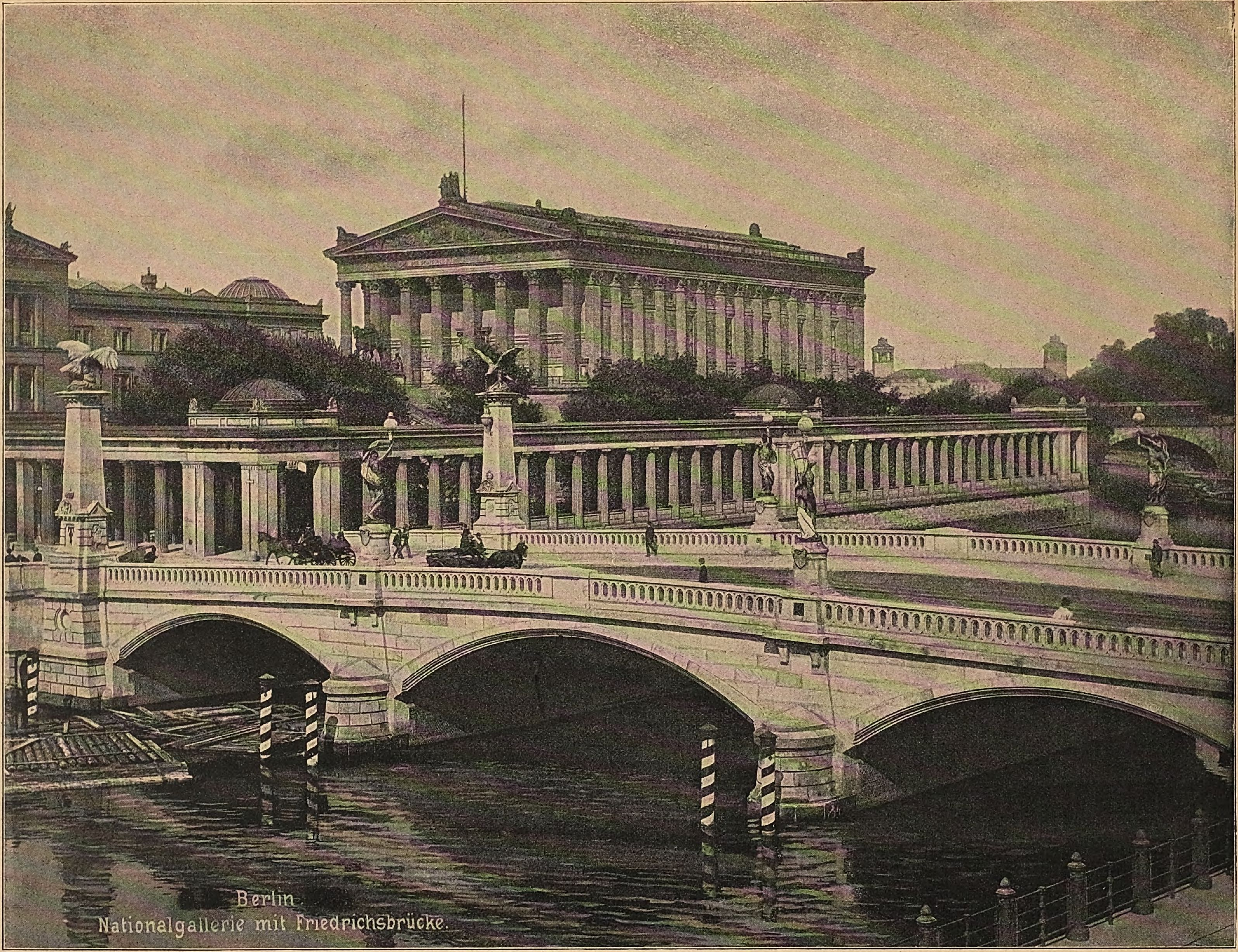
„Gehüllt in weiße Witwentracht,
In weißen Nonnenschleier,
So schreitet sie um Mitternacht
Durch Burg und Schloßgemäuer,
Die bleichen Händ' ins' Kreuz gelegt
Am flachen Busen, unbewegt
Den Blick gesenkt zur Erde,
Mit starrer Leichgeberde. — —"

So geht sie hin durch die Gemächer des Schlosses, wenn der Tod eines Mitgliedes des königlichen Hauses bevorsteht. In früherer Zeit sollen gar viele Diener und Wachtposten die weiße Frau gesehen, und einmal soll ein Posten sogar einen Schuß auf die weiße Frau abgegeben haben.

Und wer ist die „weiße Frau"? Nach der Volkssage soll es die „schöne Gießerin" sein, nämlich Anna Sydow, des Kunst- und Stückgießers Matthias Diettrich Witwe. Im Jahre 1553 lernte Kurfürst Joachim II. die schöne Anna kennen. Bevor er starb, verpflichtete er schriftlich seinen Nachfolger Johann Georg, für Anna Sydow und ihre Kinder zu sorgen. Johann Georg erfüllte nun seine Pflicht in der Weise, daß er die Favoritin Joachims II. nach der Festung Spandau bringen ließ und sie dort in harter Haft bis zu ihrem Tode erhielt. Aus Rache für diesen Wortbruch geht nun, der Sage nach, Anna Sydow in der Spukgestalt als weiße Frau im Schloß der Hohenzollern um. — — —

Aber wir Modernen glauben nicht an Gespenster. Wir halten uns an die Realität, und so wollen wir noch eine Weile das Schloß betrachten.

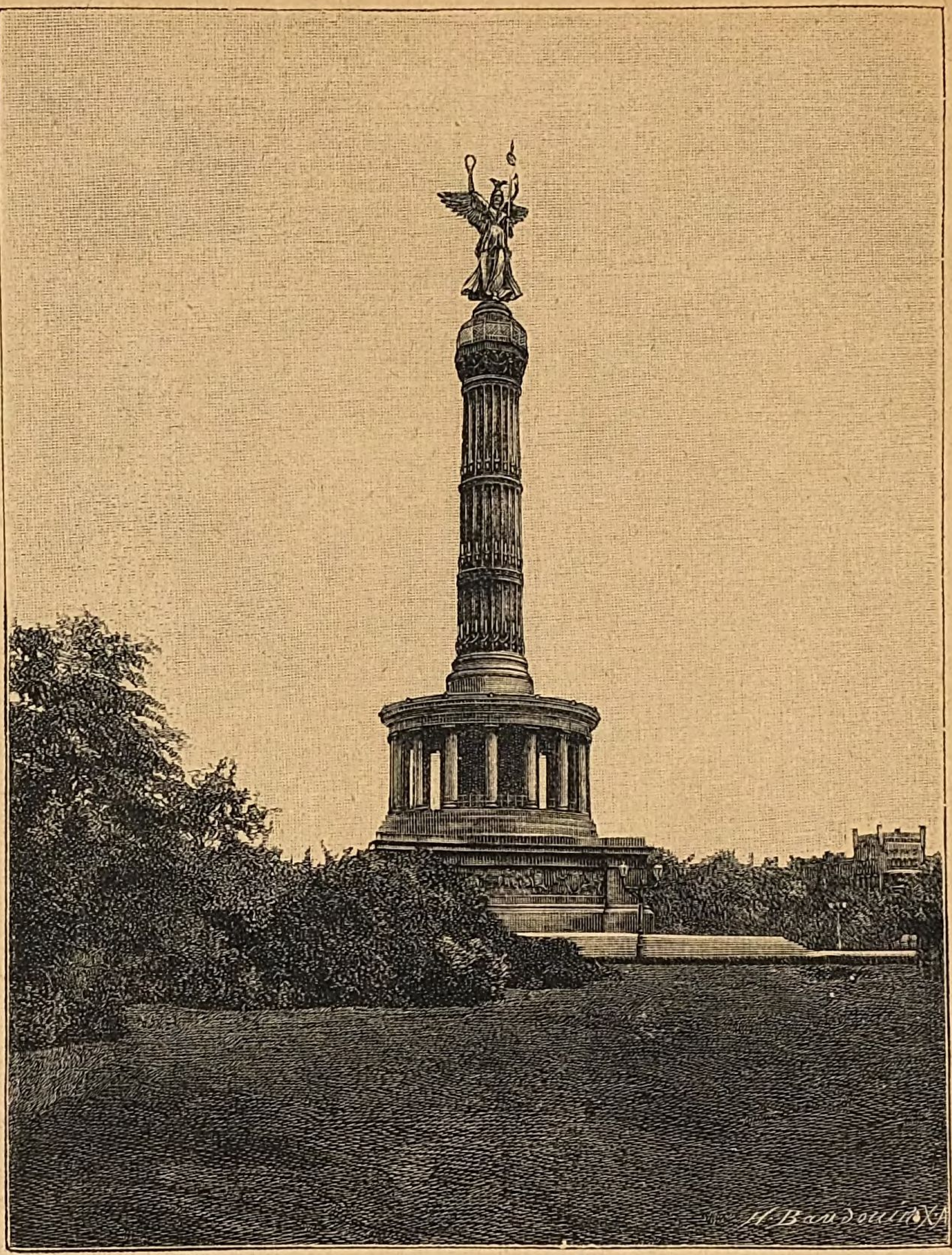
Mit seiner Lage bringt es die imposanteste Wirkung in seiner nördlichen Fassade hervor, die durch prachtvolle Terrassen, auf denen sich die monumental ausgeführten Tierbändiger,



Friedrichsbrücke.

von Bildhauer Clodt, und die schlanke Adlersäule befinden. Die westliche Seite wird erst zur vollen Wirkung gelangen, wenn die Arbeiten an der ehemaligen Schloßfreiheit vollendet sein werden. Einen großartigen, monumentalen Abschluß aber besitzt das Schloß auf der Rückseite. Die an sich einfache Fassade am Schloßplatz wird effektvoll durch ein Monument, auf das die Berliner mit Recht stolz sind, nämlich durch das herrliche Werk von Reinhold Begas — den Schloßbrunnen. Dieser Brunnen mit seinen zahlreichen Figuren, aus denen als Mittelpunkt die gewaltige Gestalt des Meergottes Neptun mit dem riesigen Dreizack emporragt, ist nicht nur eine der schönsten und phantasiereichsten Schöpfungen der modernen Kunst, sondern er schließt sich auch als Werk der bildenden Kunst den größten Meisterwerken aller Zeiten an.

Wenn man auf dem Schloßplatze steht, eröffnet sich dem Blick ein Bild aus dem früheren Berlin — nicht aus dem alten Berlin, das bis auf einige Überreste fast ganz verschwunden ist, sondern der Stadt, die aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Geradeaus gehen die Brüderstraße und die Breitestraße, und östlich, jenseits des Wassers, zieht sich die Königstraße hin. Die Verbindung der beiden Spreeufer, also von Alt-Kölln und Alt-Berlin, wird durch die Kurfürstenbrücke hergestellt, auf welcher sich das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, nach Schlüter's Modell im Jahre 1703 in Erz gegossen, befindet. Von der Brücke aus hat man einen hübschen Blick: links auf die älteste Seite des Königlichen Schlosses, weiterhin auf die Neue Börse und die Stadtbahn; rechts auf die Gebäude am Mühlendamm. Folgt man den Linien dieser Straßen, so entfaltet sich bald seitwärts, bald geradeaus jenes Gewirr von Gassen und Gäßchen von „Berlin C.", das den eigentlichen Grundstock der Residenz bildet. Von hier aus entwickelte sich die Stadt, ihre Arme nach allen Richtungen hin reckend; hier ist im vollen Sinne des Wortes das Centrum Berlins, nicht allein topographisch, sondern auch historisch; es ist der Punkt, um den sich gewissermaßen konzentrisch die Kreise bildeten, die sich immer und immer mehr vermehrten und sich jetzt ununterbrochen neu bilden, ohne daß ein Abschluß abzusehen ist.



Die Siegessäule auf dem Königsplatz.



Das Denkmal der Königin Luise, im Tiergarten.

Doch kehren wir wieder zur Nordseite des Schlosses zurück, — aus dem älteren Berlin in die moderne Stadt. Hier entrollt sich dem Auge in der That ein Bild, das in Großstädten nur wenig seinesgleichen hat. Nach Osten zieht sich die prachtvolle, an neuen stolzen Palästen reiche Kaiser Wilhelmstraße hin, zu der eine der schönsten Brücken Berlins über das Wasser führt. Nordöstlich erhebt sich der imposante Bau des der Vollendung entgegen gehenden Domes. Nach Norden hin breitet sich der parkartige Lustgarten mit seinem künstlerischen und natürlichen Schmuckwerk aus, und hinter dem Lustgarten erheben sich hoheitsvoll die klassischen Formen des Alten Museums, und noch weiter hinten, sich in der Perspektive verlierend, der wunderschöne Säulengang der Nationalgallerie.

Hier ist das Bild zu drei Seiten abgeschlossen. An der vierten Seite aber, nach Westen zu, scheint

die Perspektive endlos, bis unter den Horizont zu reichen. Da öffnet sich, wie ein gewaltiger Strom, die herrliche Straße „Unter den Linden“ mit ihrem imposanten, monumentalen Abschluß, dem Brandenburger Thor, und dahinter dehnt sich weit der Tiergarten aus, mit seinen dicht stehenden, hohen Bäumen, aus denen schimmernd und leuchtend die goldige Gestalt der Siegesgöttin und die gewaltige, goldene Kuppel des neuen Reichstagsgebäudes hervorblinken. Wahrlich — ein Bild von berauschender Schönheit und Großartigkeit, weltstädtisch im vollen Sinne des Wortes, würdig der Hauptstadt des deutschen Reiches. Es ist aber auch auf verhältnismäßig nicht allzu großem Raum vieles zusammengedrängt, was der preußischen Residenz den deutlichen Charakter einer Reichshauptstadt aufprägt. Je weiter man den Schritt nach Westen lenkt, desto energischer kommt dieser Charakter zum Ausdruck. „Unter den Linden“ die Palais der Botschafter der Großmächte, im Tiergarten die imposante Siegessäule und das großartige Reichstagsgebäude, und etwas weiter hinten nach Nordwesten das ernste Generalstabsgebäude. Da wir gerade vom Reichstagsgebäude sprechen, so sei erwähnt, daß das Palais des Reichskanzlers sich in der Wilhelmsstraße befindet. Im Jahre 1791 wurde das Gebäude vom damaligen Besitzer, dem Grafen v. d. Schulenburg für 30000 Thaler verkauft; im Jahre 1876 zahlte das Reich dafür 6 Millionen Mark!



Die Potsdamer Brücke.

Verweilen wir einen Moment bei dem herrlichen Werke Meister Wallot's, das in imposanter Architektur die Einheit des deutschen Volkes symbolisiert — beim neuen Reichstagsgebäude.

Wahrlich ein großartiges Bauwerk. Zehn volle Jahre hat die Arbeit an diesem Meisterstück der Architektur gedauert, dessen Ausführung etwa dreißig Millionen Mark gekostet hat. Nun hebt es sich auf dem schönen Königsplatz stolz empor, mit der bis in die Höhe von 74 Metern ragenden, goldenen Kuppel die ganze Umgebung beherrschend. Schon ein kurzer Blick offenbart die Kostbarkeit und Feinheit aller Teile und die Schönheit der Ausführung. Die äußere Bekleidung besteht aus riesigen Sandsteinblöcken, die in Schlesien, Hannover, im Teutoburger Walde und in Bayern gebrochen worden, und durchschnittlich ein Gewicht von je 60 Centnern haben. Schöne, künstlerische Bildhauerarbeiten schmücken überall den Bau; herrliche Säulen mit reizvollen Kapitälen, Adler, Wappen und Arabesken erfreuen bis zu mächtiger Höhe das Auge. Besonders imposant ist die dem Königsplatz zugekehrte Hauptfassade mit ihrer herrlichen Freitreppe und dem großen Hauptportal, über welchem sich die prachtvolle Kolossalgruppe von

Begas befindet, darstellend die Germania hoch zu Roß, von einem heimkehrenden Krieger und von der Göttin des Friedens geleitet.

Schön und imposant wie die äußere Architektur, ist auch die innere Ausgestaltung. Baukunst, Bildhauerei und Malerei haben sich vereinigt, um ein Ganzes zu schaffen, das an Großartigkeit und stolzer Schönheit einzig in Europa dasteht.

Weit einfacher und anspruchsloser freilich präsentieren sich die anderen Häuser, in denen sich das öffentliche, staatliche Leben der Reichshauptstadt abspielt. Wie das alte Reichstagsgebäude in der Leipzigerstraße ein innen und außen einfaches, schmuckloses Haus ist, das seine Bedeutung, seine Weihe nur erhielt durch die hohe Körperschaft, die in ihm tagte, so zeichnen sich auch das neben dem alten Reichstagsgebäude befindliche Herrenhaus und das am Dönhoffsplatz belegene Preußische Abgeordnetenhaus durch ihre Einfachheit aus. Sie bilden in ihrer Architektur und ihrer inneren Ausgestaltung gleichsam den Ausdruck des altpreußischen Geistes, der mehr auf das Praktische und Nützliche, als auf das Schöne und Gefällige gerichtet war. Die neue Zeit, die mit ihren vervollkommneten technischen Mitteln das Praktische mit dem Schönen ohne allzustarken Aufwand zu verbinden weiß, hat allmählich auch diese fast puritanische Strenge des Altpreußentums sehr erheblich gemildert. Der Schönheitsdurst, der sich in der civilisierenden Menschheit des Zeitalters der Technik immer stärker fühlbar macht, hat sich auch bis zum grünen Tisch des ernsthaften Beamtentums Bahn gebrochen. Wie der neue Reichstag ein Werk voll künstlerischer Schönheit ist, so wird jetzt bei allen öffentlichen Bauten fast in erster Reihe das Prinzip des Monumentalen und der ästhetischen Wirkung berücksichtigt. Das neue Abgeordnetenhaus, das sich jetzt noch im Bau befindet, wird nun nach seiner Vollendung gleichfalls ein verkörperter Ausdruck werden jenes großartigen und schönheitsvollen Stiles, den die moderne Kunst geschaffen hat.



Die Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche.



Das Lessing-Denkmal.

Und dieser Stil macht sich in der Reichshauptstadt überall geltend. Noch vor etwa zwei Jahrzehnten gehörte Berlin zu denjenigen Städten, die auf der Straße dem Auge nur wenig zu bieten hatten. Als unerreichbar in seiner Schönheit galt Paris; sonnig schön und interessant war Wien durch seine historischen Bauten und seine großartige Palaststraße — die Ringstraße —, und ungemein anziehend durch viele sehr interessante, architektonische und künstlerische Werke war das deutsche Kleinparis, die Residenz Dresden. Hinter diesen Städten stand Berlin erheblich zurück. Als stolze, preußische Residenzstadt von beträchtlicher Ausdehnung, erschien sie als eine ernste und zugleich als eine nüchterne Stadt. Ihr schönster Vorzug: die geraden, einander durchkreuzenden, peinlich sauber gehaltenen Straßen, erhöhten noch den Eindruck der Nüchternheit und der Eintönigkeit.

Berlin war eine neue und eine alte Stadt zugleich. Es fehlten ihr, abgesehen vom königlichen Schloß und von jenen öffentlichen monumentalen Bauten, in denen der streng klassische Stil ausdrucksvoll in Erscheinung tritt, Bauwerke aus jener Zeit, in der die Kunst im südlicheren Europa zu neuer Blüte gelangte. Das eigentliche Berlin erstand nach der Renaissancezeit, und als es erstand und sich entwickelte, mußte man mehr darauf Bedacht nehmen, praktische Wohnhäuser zu bauen, als künstlerische Werke auszuführen. Aus der Zeit, als sich Berlin am stärksten auszudehnen begann, aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts, stammen die meisten Häuser, und was im Laufe der späteren Jahrzehnte hinzukam, fügte sich in Stil und Ausführung dem Vorhandenen an.

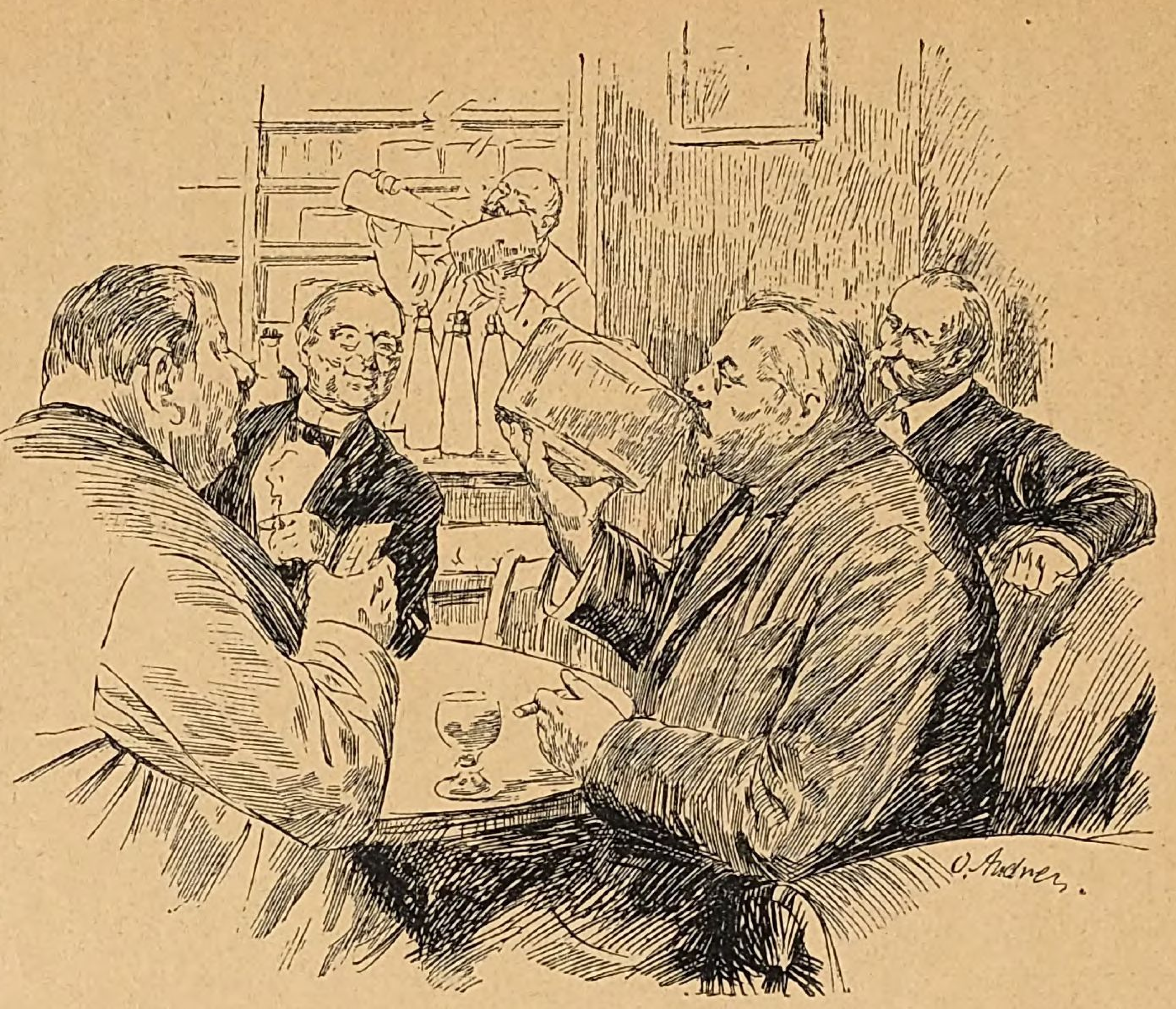
Wie anders ist das heutige Bild der Straßen Berlins gegen das vor etwa zwanzig Jahren. Für diejenigen, die

das frühere Berlin kannten, ist es wie ein Märchen; es ist, als wenn ein mächtiger Zauberer die alten, unscheinbaren Bauten, die sich durch ihre nüchterne Ausführung so unangenehm dem Auge aufdrängten, in stolze, herrliche Paläste verwandelt hätte.

Und sonderbar — diese neue Kunst, der neue Stil, der die Reichshauptstadt jetzt zur schönsten Stadt Deutschlands macht, zeigte sich in ihren Anfängen nicht im eigentlichen Berlin, sondern dort, wo früher die Peripherie der Stadt begann, und zwar im Westen. Bei der Potsdamer Straße und am Tiergarten, der früher von weiten Glacis umgeben war, erhob sich in den sechziger Jahren allmählich ein neues Viertel. Es war in seiner Anlage ganz anders, als das übrige Berlin; es war eine Art Villenstadt, die neben und abseits der Stadt, der eigentlichen City, erstand. Was man in Berlin zu den „Oberen Zehntausend" rechnete, also die Aristokratie, das höhere Beamtentum und die vornehmste Geldaristokratie, das zog sich hierher zurück. Die Erbauer legten ein Gewicht darauf, ihren Häusern ein schmuckes Ansehen zu geben. So entwickelte sich allmählich ein ganz eigener Stil, gewissermaßen ein städtischer Villenstil, der einen ungemein gefälligen Eindruck hervorbrachte. Im Laufe der Jahre bildete sich dieser Villenstil insofern aus, als er sich zu einer Art Palaisstil erweiterte, der immer häufiger auftrat und immer mehr den Geschmack zu beherrschen begann. Und das war für die Entwickelung des modernen Berlins einer der wichtigsten Faktoren. Um das Villenviertel bildete sich nämlich nach und nach ein großer, ansehnlicher Stadtteil, der sich mit dem Wachstum der Einwohnerzahl immer mehr nach Westen und nach Süden hin ausdehnte. Je mehr jedoch der Stadtteil anwuchs, desto mehr verlor er allmählich den Charakter eines Villenviertels, desto mehr traten zu den Häusern, die nur für eine oder zwei Familien bestimmt waren, richtige großstädtische Mietshäuser hinzu. Aber die Architektur der Villen übte ihren Einfluß aus, indem sich die Erbauer der Mietshäuser be-



Das General-Postamt in der Leipziger Straße.



In einer Berliner Weißbierstube.

strebten, diesen durch schön stilisierte Fassaden und durch größere Eleganz der Treppenaufgänge sowie der Zimmer ein schönes, palastartiges Aussehen zu geben. Die fortschreitende Kanalisation der Stadt und die Anlage von Wasserleitungen ermöglichte auch in den Wohnungen die Anlage von Baderäumen, die in den älteren Häusern nicht vorhanden waren. So geschah es, daß sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre neben dem eigentlichen Berlin ein „besonderes Berlin" bildete, neben der älteren Stadt eine ganz neue Stadt, die sich ziemlich auffällig von der ersteren unterschied. Diese neue Stadt hatte nämlich nicht allein neue und schöne Häuser, sondern auch eine ganz besondere Bevölkerung. Der Komfort, den die neuen Häuser boten, verbunden mit einer gewissen Billigkeit der Mietspreise, veranlaßte nämlich zahlreiche Beamte, Offiziere, Künstler und Schriftsteller, in dem neuen Viertel Wohnung zu nehmen. Der Stadtteil — er dehnt sich rechts und links von der unteren Potsdamerstraße bis nach Schöneberg aus — erhielt darum den Beinamen „Geheimrats-Viertel". Und ein volles Jahrzehnt hindurch war das Geheimrats-Viertel dermaßen in Mode, daß es gewissermaßen zum guten Ton gehörte, in „Berlin W." Wohnung zu nehmen. Der Umstand nun, daß das neue Stadtviertel gleichsam zum Mode-Stadtteil wurde, erhielt für Berlin die größte Wichtigkeit. — „Berlin W." wurde bestimmend für den Geschmack von ganz Berlin. Wie mit einem Schlage begann man zu empfinden, wie unbequem man in allen anderen Stadtteilen wohnte, wie nüchtern und unansehnlich die Häuser überall aussahen und wie wenig besonders diejenigen, die in belebten Stadtteilen alte ein- oder zweistöckige Häuser besaßen, ihre Grundstücke, ihren teuren Grund und Boden ausnutzten. Und so ereignete sich der in der Entwickelung der europäischen Großstädte fast einzig dastehende Fall, daß sich eine große Residenz innerhalb weniger Jahre fast vollständig veränderte und, so zu sagen, ein neues Gesicht bekam. Eine fast fieberhafte Baulust



Eine moderne Bierquelle.

schien die Grundbesitzer erfaßt zu haben. Diese Baulust wurde gewissermaßen indirekt genährt durch die Berliner Stadtverwaltung, die sich, — was eigentlich schon seit Anfang dieses Jahrhunderts geschah — außerordentlich viel Mühe gab, die Stadt Berlin zu einer schönen Stadt zu machen. Nach welcher Richtung hin man auch den Schritt lenken mochte, überall sah man das Alte in Trümmer gehen und Neues an dessen Stelle entstehen. Auch an der Peripherie der Stadt — und zwar nicht nur nach Westen zu, sondern auch im Süden, im Norden und sogar in demjenigen Viertel, das am wenigsten entwickelungsfähig schien, im Osten, — entstanden innerhalb kurzer Zeit neue Straßen, neue Stadtteile; weite Flächen unbebauten Landes, wo früher Kartoffeln, Korn oder Bäume wuchsen, bedeckten sich mit Häusern, und immer weiter und weiter reckte der Riese Berlin seine Glieder, als wolle er auch die Vororte, mit denen die Stadt teils gar keine regelmäßige Verbindung unterhielt, teils nur mangelhaft durch Sekundärbahnen verbunden war, in sich aufnehmen. Und überall, wo das Neue erstand, machte sich das Bestreben geltend, Wohlgefälliges zu schaffen, einen gewissen „Stil" innezuhalten. Es bildete sich auf diese Weise ein ganz eigener Berliner Baustil aus, der, in seiner Art eine Mischgattung darstellend, mit Recht oder Unrecht als „deutsche Renaissance" bezeichnet wird. Nur in wenigen Fällen präsentierten sich die neuen Bauten als anspruchs- und schmucklose Nützlichkeitsbauten. So kam es, daß ganze Straßenzüge, die früher durch die Nüchternheit der Fassaden dem Auge nichts boten, jetzt sich in wahre Palaststraßen verwandelten. Wer offenen Blickes durch die Straßen Berlins geht, dem muß sich diese Eigentümlichkeit fast mit Gewalt aufdrängen. Wenn viele Bauten auch nur rein dekorativ gehalten sind und ihr Schmuck nur für momentanen Effekt berechnet scheint, so sind dagegen sehr viele andere Häuser richtige Palastbauten, bei denen die künstlerische Ausführung sich auch — soweit es die großstädtischen Verhältnisse erlauben — auf die Innenarchitektur erstreckt. Dies ist der Fall nicht nur in den Hauptstraßen, sondern auch in den Nebenstraßen und vor allem überall dort, wo neue Straßenzüge und Stadtteile entstanden. Am längsten erhielt sich das eigentliche Zentrum von Berlin in seiner älteren Gestalt. Aber in den letzten Jahren begann auch hier das Alte nach und nach dahinzusinken, und immer mehr neue und schöne Bauten erheben



Das Haupt-Postamt in der Oranienburgerstraße mit dem Isolatorenturm.

sich an den Stellen, wo früher unansehnliche und häßliche Häuser standen.

Den Stolz Berlins bilden freilich mehrere Straßen in jenen Stadtteilen, die am stärksten belebt sind. Das ist z. B. der Fall in den meisten Straßen, die unter den Linden ausmünden und nach Süden hin ziehen, in erster Reihe also die **Friedrichstraße**. Keine Feder wäre im Stande, das Bild, das die Friedrichstraße zwischen den Linden und der Leipzigerstraße bietet, in seiner imposanten Großartigkeit zu schildern. Wer es einmal gesehen hat, vergißt es niemals mehr. Der Eindruck, den diese Straße, besonders an Wochentagen, hervorbringt, ist von hinreißender Gewalt. Es sind nicht nur die Häuser, nicht nur die glänzenden und großartigen Schaufenster, nicht nur der starke Verkehr, der Tag



In der Damen-Konditorei.

und Nacht wie ein nimmer rastender, reißender Strom auf- und niederflutet, sondern eine Vereinigung aller dieser Momente, ein lebendiges Ensemble, das den Sinn berauscht, das Auge entzückt und selbst demjenigen, der es aus täglicher Gewohnheit kennt, immer wieder neu und überraschend erscheint.

Die Friedrichstraße zeigt den Charakter Berlins als Großstadt in jeder Hinsicht. In der Größe und im Umfang des **Verkehrs** wird die Friedrichstraße nur von einer Straße übertroffen, nämlich von der **Leipzigerstraße**. Aber vor dieser hat sie Verschiedenes voraus, was sie zu einer der interessantesten, vielleicht zur merkwürdigsten Straße des Kontinentes macht. Es giebt nämlich in keiner europäischen Hauptstadt eine Straße, die als eine der wichtigsten großstädtischen Verkehrsadern eine solche Länge erreicht, wie die Friedrichstraße. „Die Friedrichstraße giebt einen Begriff von der Unendlichkeit" — sagte Heine einmal scherzend. Als er diese Äußerung that, existierte von der Friedrichstraße nur jener Teil, der sich vom Halleschen Thor bis zum Oranienburger Thor hinzieht. Die Verlängerungen im Süden und Norden waren damals nur andeutungsweise vorhanden. Jetzt sind sie ausgebaut: im Süden die **Belle-Alliancestraße** bis zum **Tempelhofer Felde**, im Norden die **Chausseestraße** und in deren Fortsetzung die **Müllerstraße**, welche fast bis hinaus nach **Tegel** reicht. In Wirklichkeit ist alles dieses eine einzige, gewaltige Straße, welche die Riesenstadt Berlin von Süden nach Norden bis über das Weichbild hinaus durchschneidet und in ihren, teilweise in sanften Krümmungen verlaufenden Verlängerungen nur andere Namen trägt.

Mit ihrer enormen Länge besitzt die Friedrichstraße unter den Großstädten der Erde nur ein einziges Seitenstück, das ist der Broadway in New-York. Der Broadway ist weltberühmt; er wird von den Amerikanern und Nichtamerikanern angestaunt als ein Unikum, als ein Weltwunder. Nun, die Friedrichstraße in ihrer jetzigen Gestalt kann sich kühn dem Broadway zur Seite stellen. Was dieser früher voraus hatte, nämlich die ungeheure Menge palastartiger Bauten, das holt die Friedrichstraße nach und nach ein. Nur ist die Friedrichstraße mit ihrem sauber gehaltenen Asphaltpflaster, mit den reinlichen Trottoirs zu beiden Seiten, viel eleganter und aristokratischer, als der in dieser Hinsicht vielfach vernachlässigte Broadway, dessen Paläste durch die ungeheuren, bis über den Dachfirst reichenden Reklameschilder sehr stark an Ansehen einbüßen. Desto plastischer und schöner treten die palastartigen Bauten der Friedrichstraße hervor, die sich zu beiden Seiten erheben. Gewaltige Schaufenster von schier märchenhaften Dimensionen, mit Schaustellungen, die ebenso durch

ihr effektvolles Arrangement entzücken, wie sie durch ihre Kostbarkeit blenden, erhöhen die Schönheit der Bauten ganz außerordentlich und lassen selbst die älteren, nicht besonders eleganten Häuser schöner und großartiger erscheinen. Die ungeheure Menge der großen Geschäfte und der glänzenden Schaufenster ist es auch, was die Friedrichstraße so imposant macht. Es überkommt jeden ein ganz eigenes und durchaus einziges Gefühl, wenn man durch die Straße wandert, die in der Länge von fast einer Wegstunde Laden an Laden mit glänzenden, prachtstrotzenden Schaufenstern besitzt. Die Friedrichstraße gleicht durch ihre Riesenmenge von Geschäften einer großartigen Industrie-Ausstellung, oder vielmehr einer riesigen, in die Länge gezogenen Welt-Ausstellung, da es nur wenig industrielle Produkte in der Welt geben dürfte, die man in den Schaufenstern der Friedrichstraße nicht sieht.



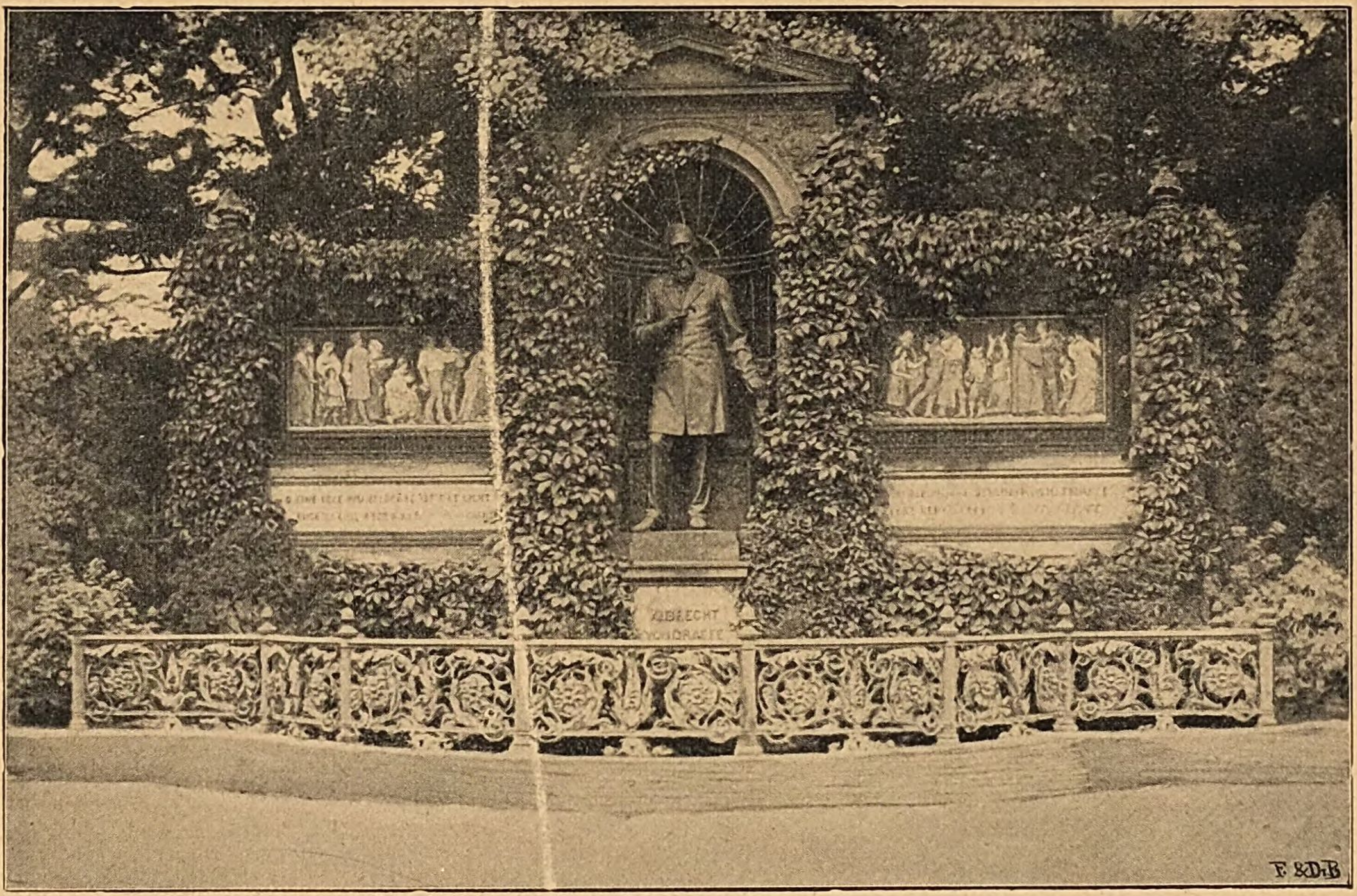
Verkauf von Weihnachtspacketen im Packetpostamt.

Vor den Schaufenstern aber gleicht das Bild der Straße einem gewaltigen, beweglichen Kaleidoskop. Unaufhörlich flutet die Menschenmenge auf und nieder, es tritt keine Pause, kein Stillstand ein. Ruhelos wechselt das Bild auf den Trottoirs, auf den Fahrwegen; alle Sprachen zivilisierter Völker klingen an das Ohr, ab und zu auch die Sprachen fremder Rassen aus dem Westen und dem Osten Asiens, aus Afrika; — denn als eine Weltstadt beherbergt Berlin täglich eine ganz stattliche Menge exotischer Gäste, die sich in ihren bunten Nationaltrachten auffällig von den eintönig gekleideten, modernen Europäern unterscheiden. Es gab eine Zeit — und nur wenig mehr als ein Jahrzehnt ist seitdem verflossen — wo ein buntes, exotisches Kostüm in den Staßen Berlins noch ein gewisses Aufsehen erregte. Über die Kleidung und die langen Zöpfe der Chinesen wollte die Verwunderung und das Staunen gar nicht aufhören, und die Kostüme der Türken, Perser, Inder, ja auch der südeuropäischen Völker, bildeten für das Volk seltsame Sehenswürdigkeiten. Jetzt aber haben die buntfarbigen, exotischen Gewänder ebenso wie deren Träger den Reiz der Neuheit und Seltsamkeit verloren. Fremde Rassen, fremde Kleidung sind ein bereits unentbehrlich gewordener Teil des Straßenbildes von Berlin; ein Gang durch die Friedrichstraße, und man erhält eine ganze Musterkarte von allerlei Fremdartigem, wie es sich eben

nur in einer verkehrsreichen Riesenstadt zusammenfindet. Wenn man sich in gewissen Teilen der Friedrichstraße von dem flutenden Menschenstrom gleichsam tragen und vorwärts drängen läßt, ist man versucht zu glauben, daß die Stärke des Verkehrs kaum mehr eine Steigerung erfahren kann. Setzt man aber den Fuß auf das Trottoir der Leipzigerstraße, welche die Friedrichstraße durchquert, so wird man sofort eines anderen belehrt. Hier scheint sich geradezu das ganze Berlin ein Rendezvous gegeben zu haben. Die Leipzigerstraße ist nicht so breit, wie die Friedrichstraße; sie erscheint aber noch viel schmaler, als sie in Wirklichkeit ist, durch die ungeheuren Massen von Menschen, die sich auf den Trottoirs, und die enorme Zahl von Fuhrwerken aller Art, die sich auf dem Fahrdamm bewegen. An imposanten, neuen Palästen ist die Leipzigerstraße weit ärmer, als die Friedrichstraße. Der neue monumentale Palast des General-Postamtes fällt darum umsomehr in die Augen. Hier, im General-Postamte laufen alle die Millionen Fäden zusammen, durch welche das gewaltige Getriebe der Reichspost in Bewegung erhalten wird. Still und ruhig geht es dort äußerlich zu, aber um so intensiver ist die Wirkung der Arbeitslast, welche innerhalb der Mauern dieses Gebäudes jahraus jahrein erledigt wird. Will man ein äußerliches Bild von großstädtischem Postbetriebe gewinnen, so geht man in das Haupt-Zeitungsamt in der Dessauer-Straße oder in das Packetpostamt in der Oranienburgerstraße oder in das gegenüberliegende Postamt, auf welchem sich der Isolatoren-Turm des Fernsprechnetzes befindet. Recht auffallend sind auch mehrere riesige Geschäftspaläste nach amerikanischem Muster, großartige, architektonisch reich stilisierte Bauten, deren Innenräume bis in die höchsten Etagen nur zu großen Warenlagern und Geschäftsbureaus benutzt werden.

Aber wenn man sich in der Leipzigerstraße befindet, hat man kaum Gelegenheit, auf die Architektur der Bauten zu achten. Was in der Friedrichstraße den Blick fesselt, scheint sich hier verdoppelt zu haben. Die gewaltigen Schaufenster mit den riesigen Auslagen drängen sich hier so dicht an einander, daß das Auge keinen Ruhepunkt mehr hat. Das ist die weltstädtische Straße im vollsten Sinne des Wortes. Hier konzentriert sich die ganze Geschäftigkeit, das bunte, ruhelose Gewimmel, der brausende Lärm, die wilde, nervöse Hast und Eile, die die Großstadt charakterisieren. Gefährlich ist es hier für den aus der Kleinstadt kommenden Neuling, die Straße zu überschreiten; sinnverwirrend und betäubend ist für ihn das Gerassel der zahllosen Wagen, der Equipagen, Droschken, Omnibusse und Lastfuhrwerke aller Art, — die sich stellenweise an den Kreuzungspunkten der Querstraßen zu langen, undurchdringlichen Mauern stauen, — das unaufhörliche Gebimmel der Glocken der Pferdebahnen, die in kürzesten Pausen oft dicht hintereinander folgen, und ziemlich verwirrend ist das hastige Drängen der eiligen Menschenmenge, die den ruhigen Spaziergänger fortwährend vorwärts stößt und seinen Schritt beflügelt.

Mit diesem gewaltigen Verkehr, mit ihrer fast erdrückenden Menge glänzender Geschäftsläden ist die Leipzigerstraße, ohne architektonisch schön zu sein, doch eine der schönsten, sicher aber die imposanteste Straße Berlins. Ein ganz besonderes, auch für Berlin durchaus eigenartiges Aussehen erhält sie aber, wenn sich der Abend herabsenkt und die Lichter überall aufflammen. Die ganze Leipzigerstraße, vom Spittelmarkt bis zum Potsdamer Thor, ist dann in ein gewaltiges Lichtmeer getaucht. Die in kleinen Abständen angebrachten elektrischen Bogenlichtlaternen, die ziemlich herniederhängen, verbreiten über die ganze Straße ein weißes, magisch wirkendes Licht, das sich über jeden Punkt ergießt, und mit diesem Licht vermischen sich die gewaltigen Lichtmengen, die aus den Schaufenstern und den Läden auf die Straße strömen. In dieser



Das Gräfe-Denkmal.

Beleuchtung nimmt der Verkehr in der Leipzigerstraße, der sich gerade in den Abendstunden am stärksten häuft, ein merkwürdiges, phantastisches Aussehen an; die Straße bietet dann ein Bild, das keine Feder, kein Griffel zu schildern und vor Augen zu führen vermag.

Wenn man sich in der Leipzigerstraße befindet und in die Friedrichstraße einbiegt, ist man angesichts des enormen Verkehrs leicht geneigt, zu glauben, daß sich in der That das ganze Leben Berlins in den beiden Straßen konzentriert. Aber wer sich nur ein wenig in der Reichshauptstadt umsieht, wird bald gewahr, daß man doch nur einen geringen Bruchteil gesehen hat und daß sich das Verkehrsleben Berlins über sehr zahlreiche Straßen verteilt. Schon in der Nähe der Leipzigerstraße befinden sich einige Hauptpunkte der Berliner Großindustrie, die den Ausgangspunkt eines regen Verkehrs bilden. Dazu gehört der Punkt am östlichen Ende der Leipzigerstraße, wo die Jerusalemerstraße in den Dönhoffsplatz übergeht. Der Wagen- und Pferdebahnverkehr an dieser Ecke wird für Fußgänger, die nicht besondere körperliche Gewandtheit besitzen, sehr oft geradezu lebensgefährlich. Hier stauen sich in Abständen von wenigen Minuten die Wagen zu unabsehbar langen Reihen, während sich die Passanten zu beiden Seiten des Überganges zu wahren Versammlungen anhäufen.



Alexanderplatz.

Man befindet sich da im Zentrum der Berliner Damenkonfektion, hauptsächlich der Mäntelkonfektion, mit der die deutsche Reichshauptstadt nun schon seit Jahren den Weltmarkt beherrscht. Eine ungeheure Zahl von männlichen und weiblichen Arbeitskräften ist in diesem Industriezweige thätig, der sich in Berlin zu einem alle Hoffnungen, alle Erwartungen weit übersteigenden Umfange entwickelt hat. Geht man die Jerusalemerstraße hinauf bis zum Hausvogteiplatz, so sieht man, wie der große Betrieb dieser Industrie offen in Erscheinung tritt. Hier drängt sich ein Geschäftspalast an den anderen, alle nach amerikanischem Muster ausgeführt, nur mit architektonischen Zuthaten des modernen Baustiles geschmückt. Wohnräume giebt es in diesen Bauten, wenigstens in den Vorderhäusern, nicht. Bis hinauf unter das Dach gehen die Geschäfts- und Bureauräume, die riesigen Warenlager, und ein Blick auf diese Häuser, deren gewaltige Spiegelscheiben aus allen Etagen wie ungeheure, viereckige Augen auf die Straße herabsehen, zeigt, welches geschäftige Treiben in den Räumen dort herrscht.

Ein merkwürdiges und sehr interessantes Bild bieten der Hausvogteiplatz und die Enden der in diesen Platz ausmündenden Straßen, der Oberwall-, Tauben-, Mohren-, Kronen- und Jerusalemerstraße am Vormittag. Da sieht man zahlreiche Droschken zweiter Klasse anfahren, vollbepackt mit fertiger Damenkonfektion, und vor den einzelnen Häusern stehen bleiben. Es sind Schneidermeister oder Inhaber und Inhaberinnen großer Arbeitsstuben, welche die fertigen Waren abliefern. Fast ebenso viel Droschken werden dort mit Stoffen und allerlei zur Herstellung der fertigen Waren notwendigen Zuthaten vollgeladen, um in die Werkstädten gebracht zu werden. Die Zeiten, da die Arbeiter die Waren selbst transportierten oder sich der Hülfe von Dienstmännern bedienten, sind längst dahin. Die Massen der abzuliefernden Arbeit oder der zu verarbeitenden Stoffe sind zu groß, zu umfangreich für die Menschenkraft. Die einst so vornehme Droschke muß jetzt Transportdienste leisten; denn sie ist nicht allein für diese Zwecke ganz ausnehmend geeignet, sie ist auch das billigste Transportmittel.

Am Kreuzungspunkt der Jerusalemer- und Leipzigerstraße scheint der Verkehr mit der Anhäufung von Menschen und Fuhrwerken seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Aber wenn man den vornehmen Dönhoffsplatz passiert, der mit seinen herrlichen Baumanlagen, Rasenbeeten, Fontänen und dem Monumente des großes Staatsmannes Freiherrn vom Stein, wie eine Oase mitten zwischen den starren Mauern aussieht, wenn man sich dann dem Spittelmarkt nähert, so bemerkt man bald, wie die Wogen des Verkehrs noch einmal anzuschwellen und sich zu imposanter Gewalt zu steigern beginnen. Der Spittelmarkt gleicht einem Bassin, das die von allen Seiten heranfließenden Fluten in sich aufnimmt. Im Süden, im Osten und im Norden des Spittelmarktes befinden sich zahlreiche, große Industriestätten, von denen und zu denen ununterbrochen große Menschenscharen strömen. Der Spittelmarkt ist zugleich einer der wichtigsten Durchgangspunkte für den Verkehr zwischen den östlichen und westlichen und teilweise zwischen den nördlichen und südlichen Stadtteilen. Im Laufe des Tages, so lange die Geschäfte und Bureaus noch in Thätigkeit sind, verteilt sich die über den Spittelmarkt strömende Menschenflut bis zu jenem Grade, daß die Stärke des Verkehrs nicht allzu sehr empfunden wird. Wenn aber der Abend hereinbricht und die Fabriken, die Bureaus, die Läden ihre Pforten schließen, dann ergießen sich auf den Spittelmarkt von allen Seiten her so große Menschenmassen, daß der weite Platz in manchen Augenblicken einem gewaltigen Versammlungsorte zu gleichen scheint. Geradezu überwältigend ist dann das Bild, welches der Platz bietet: die zahllosen Menschengestalten, die sich im Scheine der mächtigen Gaskandelaber rasch vorwärts bewegen und durcheinander fluten, und dazwischen die hintereinander anfahrenden Pferdebahnwagen mit ihren Glockensignalen, die Omnibusse, die Lastfuhrwerke, die Droschken und Equipagen, von denen ununterbrochen warnende Zurufe ertönen — ein ewig wogendes Meer, voll Unruhe, voll Lärm, ein starker, eindringlicher Ausdruck des Lebens und Treibens der Großstadt.



Das Rathaus.

Die Straße „Unter den Linden", die Friedrichstraße, die Leipzigerstraße mit einigen Nebenstraßen und der Spittelmarkt sind jene Hauptverkehrsadern Berlins, die dem Fremden, der sich nur in einem gewissen, beschränkten Stadtkreise bewegt, am stärksten ins Auge fallen. Die Verteilung des Verkehrslebens über Berlin lernt man erst kennen, wenn man längere Zeit in der Stadt gelebt und Gelegenheit erhalten hat, sich in verschiedenen Stadtteilen umzusehen. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß es viele Tausende Menschen in Berlin giebt, die hier Jahrzehnte lang wohnen, aber nie über gewisse Stadtteile hinauskommen, und deshalb von dem Aussehen und der Entwickelung anderer Stadtteile auch nicht die geringste Ahnung haben. Berlin hat eben ganz ungeheure Dimensionen. Das Studium

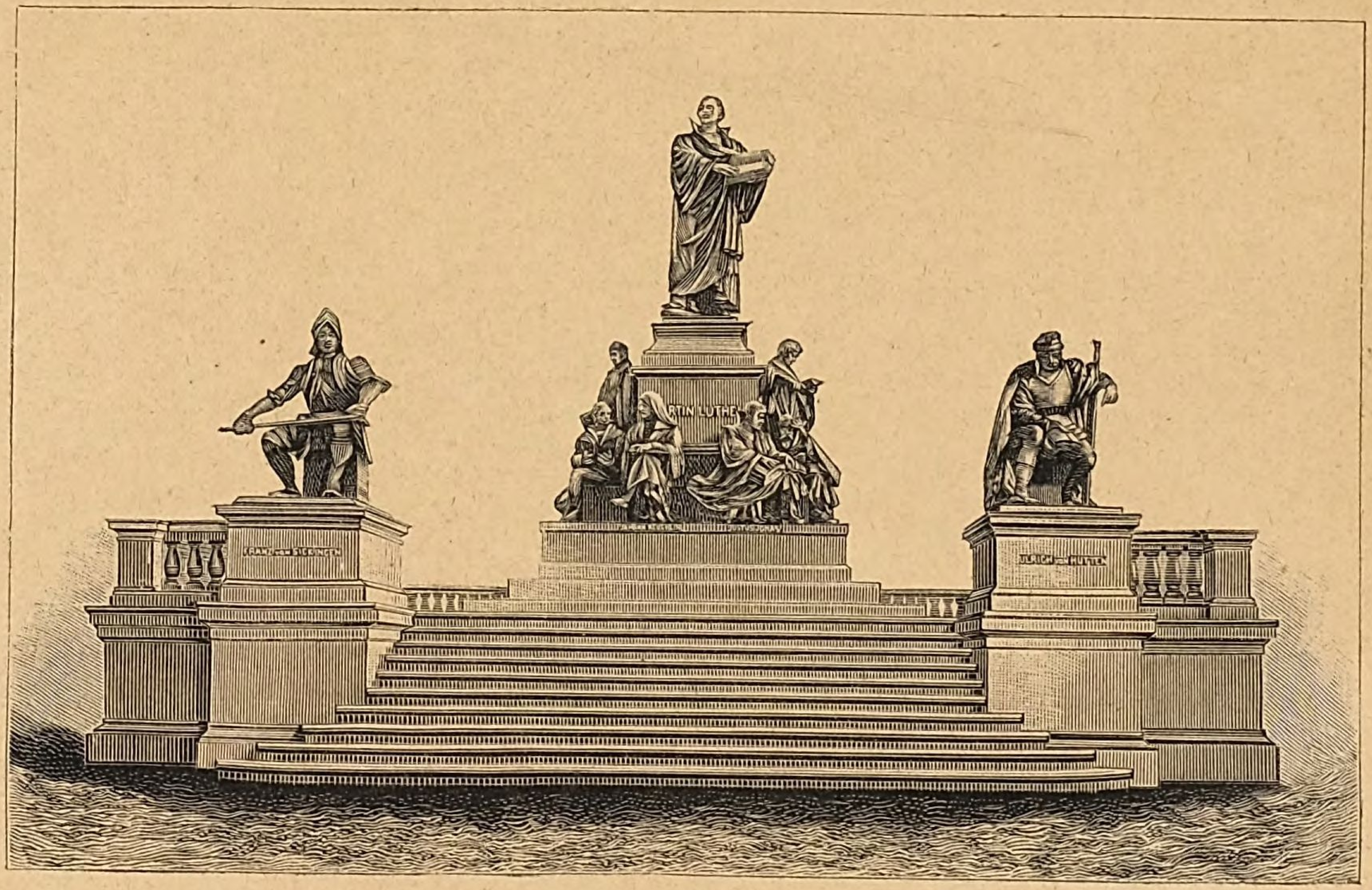


Jannowitz-Brücke.

der Karte Berlins giebt auch nicht das entfernteste Bild von der Ausdehnung der Stadt, von der Länge der Straßen, von den riesigen Entfernungen, die man oft zurückzulegen hat, ohne dabei das Weichbild zu erreichen oder zu überschreiten. Genau genommen ist Berlin gar nicht eine einzige, einheitliche Stadt, sondern es bildet vielmehr eine ganze Gruppe von Städten. Wer in Berlin längere Zeit gewohnt und die Verhältnisse kennen gelernt hat, weiß es. Es herrscht ein anderer Geist in jedem Stadteil, ein anderer Ton, der bedingt wird durch den Hauptstamm der Einwohner. „Berlin W." und „Berlin O." sind so verschieden, als lägen sie zehn Meilen von einander entfernt. Und ebenso verschieden geartet sind die in der Luftlinie einander gegenüberliegenden Stadtteile „Berlin SW.", in der Gegend des Kreuzberges, und „Berlin N.", von der Chausseestraße über den Wedding hinweg. Die Verschiedenheit spricht sich nicht nur in geistiger Beziehung aus, sondern auch im äußeren Straßenbilde, im Aussehen, obschon für den flüchtigen Blick eine Straße Berlins ungefähr jeder anderen zu gleichen scheint. Das geübtere Auge freilich findet sehr bald den Unterschied, und der erfahrene Berliner weiß nach dem ersten Blick auf Häuser und Straße genau die Art der Einwohnerschaft des Stadtteils zu bestimmen und zu beurteilen.

Und schon diese Eigenartigkeit der Stadtteile, diese feinen Unterschiede, die mit Worten eigentlich kaum zu definieren sind, bringen es mit sich, daß jeder Stadtteil seinen eigenen regen Verkehr hat und seine Hauptverkehrsstraße, in der ein nur ihr eigenes, reges Leben herrscht. Nur „Berlin C.", das alte, historische Berlin, mit seinem unregelmäßigen Gewirr von Straßen und Gassen, bildet an zahlreichen Punkten Verkehrshochfluten. Da drängen sich auf verhältnißmäßig kleinem Raum dicht aneinander die Gertraudten-, die Breitestraße und der Schloßplatz, die Königstraße und der Alexanderplatz, die Alexanderstraße und die Münzstraße, ferner die Straßen in der Nähe der Börse — überall mit geschäftigem Leben und Treiben, mit unaufhörlich wechselndem Auf und Ab des flutenden Verkehrs. Das ist die eigentliche City von Berlin, der Schauplatz, von dem aus sich nicht allein die Stadt, sondern auch ihre Industrie entwickelt hat. Den Charakter des regen industriellen Lebens trägt die City noch jetzt, obgleich sich viele Fabrikbetriebe schon seit Jahren in andere Stadtteile zurückgezogen haben. Aber es herrscht dort noch so starkes industrielles Leben, daß sich mehr, als an anderen Stellen Berlins hier die großen Engros-Geschäfte, die riesigen Magazine und die ungeheuren Warenniederlagen zusammendrängen, die, vielfach in den ersten und zweiten Etagen befindlich, oft auch in den Hinterhäusern, sich ganz den Blicken der Passanten entziehen. Hier im Centum befindet sich auch das Rathaus mit dem ca. 95 Meter hohen Turme. Die an letzterem befindliche Uhr ist die größte ihresgleichen auf der ganzen Welt; jedes der 4 Zifferblätter hat einen Durchmesser von 4,75 Metern. In den Festräumen des Berliner Rathauses ward am 16. April 1871 der Zusammentritt des ersten Deutschen Reichstages gefeiert. Nur wenige Schritte weiter befindet sich der Neue Markt mit der ältesten Kirche Berlins, der Marienkirche, und dem im vergangenen Jahre enthüllten Luther-Denkmal, — unweit davon, in der Neuen Friedrichstraße, liegt die Central-Markthalle, welche mit ihren in den verschiedensten Stadtteilen belegenen, zwölf Schwesteranstalten, Berlin mit Lebensmitteln versorgt.

Vielleicht ist auch dieser geschäftliche Charakter das ausschlaggebende Moment für den Umstand, daß das Zentrum Berlins sich so ungemein langsam erneuert. Weniger als anderwärts sieht man hier neue Bauten, obgleich es an neuen Wohnpalästen nicht ganz fehlt. Aber die Bewohner von Berlin C. bilden in der Stadt eine Stadtgemeinde für sich. Hier im Zentrum findet man nämlich mehr als in allen anderen Stadtteilen jene Familien, die man im vollen Sinne des Wortes als Berliner Familien bezeichnen kann. Es sind gewissermaßen die Patrizier Berlins. Da sind Namen von



Das Luther-Denkmal.

altem Klang, Familien mit altem, seit Generationen vererbtem Reichtum, und Kleinbürger, deren Namen schon seit Jahrhunderten in der Chronik Berlins verzeichnet sind. Diese alteingesessenen Berliner sind, im Gegensatz zu ihrer gewissermaßen ererbten, politisch fortschrittlichen Haltung, in ihren Lebensgewohnheiten sehr konservativ. So schwer sie die von den Vätern überkommenen, guten Traditionen abzustreifen vermögen, so schwer entschließen sie sich auch, von dem, was sie von den Vätern ererbt haben, sich zu trennen. Es ist ein solider, kerniger Stamm, ehrenfest, von altberlinischem Frohsinn und Witz, und zäh in seinen Gewohnheiten. In den Wohnungen dieser Familien findet man noch bei allem vornehmen Luxus, den der Reichtum mit sich bringt, manches Altmodische aus vergangenen Zeiten: altmodische Möbel und die „gute Stube", die gewissermaßen eine Spezialität Berlins war, und geistig jenes vornehme, zurückhaltende, etwas veraltete Betragen, Auftreten und Sichgeben, das man in Berlin halb spöttisch, halb respektvoll, mit dem Worte „Ehrpußlichkeit" bezeichnet.

Es wäre freilich verfehlt, zu glauben, daß man den „richtigen Berliner" ganz ausschließlich nur in „Berlin C." findet. Leben ist Bewegung, und so zäh der Mensch auch an

dem Alten festhalten mag, so zwingen ihn doch tausenderlei Umstände, fortzuschreiten, alte Plätze und Wohnstätten zu verlassen und neue Stätten für seine Thätigkeit aufzusuchen. So wenig Berlin bloß durch Einwanderer, durch Zuzug von außen sich entwickelt hat, so wenig auch werden alle anderen Stadtteile lediglich von Nichtberlinern bewohnt. Alles fließt durcheinander: es ist eine Vermischung im größten Maßstabe, eine Vermischung, die so weit geht, daß es in zahllosen Fällen sehr schwierig wäre, zu konstatieren, wer der eigentliche, der „richtige" Berliner ist, und wer nicht. Es ist mit der Einwohnerschaft ungefähr dasselbe Verhältnis, wie mit den industriellen Bezirken. Fast jeder Stadtteil Berlins besitzt eine gewisse Gruppe von Industrieen, die dort am stärksten vertreten sind. An einzelnen Stellen findet man Haus an Haus Fabriken, die einen und denselben Industriebetrieb haben. Das schließt aber nicht aus, daß dieselbe Industrie, wenn auch in weit geringerem Umfange und in vereinzelten Betrieben, in anderen Stadtteilen vertreten ist. Berlin C., das früher fast die ganze Industrie der preußischen Hauptstadt in sich vereinigte, hat nur noch einige Spezialitäten aus der älteren Zeit behalten. Das meiste, was in Berlin an Manufakturwaren erzeugt wird, Stoffe, Tuche, Bänder und sonstige Posamentierwaren, kommt aus Berlin C. Mit der Entwickelung und dem Wachstum Berlins hat aber die Erzeugung dieser Spezialität einen so großen Umfang angenommen, daß sie jetzt mehr Räumlichkeiten und Arbeitskräfte in Anspruch nimmt, als früher alle Industriezweige zusammen.



Hallesches Thor und Belle-Alliance-Brücke.

Mit seinem Fabrikbetrieb dringt das Zentrum Berlins mit den letzten Ausläufern tief in andere Stadtteile hinein, wo bereits andere Industriezweige vorherrschen. Einer der größten und wichtigsten Industriebezirke Berlins ist die Luisenstadt, die eine ganze und sehr große Fabrikstadt für sich bildet. Eine stattliche Zahl großer und schöner Hauptstraßen legen mit ihrem ungemein regen, starken Verkehr Zeugnis ab von der intensiven Betriebsamkeit, die hier herrscht, und auch von den großen kapitalistischen Mitteln, die solche großartigen Betriebe erfordern. Obgleich Luxusbauten nur spärlich vorhanden sind, bringen die Straßen der Luisenstadt doch einen großartigeren, weltstädtischeren Eindruck hervor, als die Straßen des Zentrums. Die Luisenstadt gehört eben zu den neueren Stadtteilen, sie ist durchaus ein Produkt unseres Jahrhunderts, und noch mehr ist sie ein Produkt der modernen Berliner Industrie. Ein sehr ansehnlicher Teil der Luisenstadt ist im letzten Vierteljahrhundert entstanden, und darum trägt sie auch in

ihren wichtigsten Punkten den Stempel des modernen Geschmacks, der auch in der bescheidensten Einfachheit der Formen das Schöne, zum mindesten das Gefällige anstrebt. Die Belle-Alliancestraße bildet in ihrem unteren Teil einen sehr energischen Ausdruck der Berliner Renaissance, und mehr noch die etwas stillere York- und die Gneisenaustraße, die mit ihren



Fischverkäuferin in einer Berliner Markthalle.

schönen Baumalleen, mit ihrer geradezu imposanten Breite und den hübsch stilisierten Bauten wahre Prachtstraßen sind, die sich den schönsten Straßenzügen der europäischen Großstädte zur Seite stellen können. Wahrhaft schöne und monumentale Abschlüsse erhält die Belle-Alliancestraße im Süden durch den Kreuzberg, auf dem das ernst-würdige, in gothischem Stil gehaltene Kreuzbergdenkmal hoch die Umgebung überragt, und im Norden über die Brücke hinweg, durch die beiden städtischen Monumentalbauten — wegen ihrer stark vorspringenden Balkons im Volksmunde „die beiden Pianinos" genannt — die gleichsam das Eingangsthor zu dem herrlichen Rondel des Belle-Allianceplatzes bilden. Hier befindet man sich auf einem Platze, der zu dem Schönsten gehört, was eine Großstadt in der architektonischen Disposition eines Schmuckplatzes zu bieten vermag. Ringsum im Kreise gebaut und nur von den Straßenzügen durchbrochen, bietet er schöne Häuser mit schmucken Läden; in dem zweiten, inneren Kreise, zu dem eine breite Treppenterrasse herabführt, eine parkartige Anlage mit Bäumen, in der, mit zierlichen Rasen- und Blumenbeeten umgeben, genau im Mittelpunkte die schlanke Friedenssäule, über welcher das Meisterwerk Rauchs, die Viktoria, in den Lüften zu schweben scheint, emporragt. Blickt man in diesem inneren Rondel um sich, so entfaltet sich nach Süden hin das rauschende und brausende Leben auf der Belle-Alliance-Brücke mit ihrer Fortsetzung, dem Blücherplatz und der Belle-Alliancestraße, während sich nach Norden hin ein weiter Ausblick in die Friedrichstraße öffnet, die mit ihrer Länge sich endlos bis unter den Horizont hinzuziehen scheint.

Die kleine Parkanlage am Belle-Allianceplatz bildet gewissermaßen einen Ruhepunkt mitten zwischen stark belebten Straßenzügen. Rings um den Park laufen als mittlerer Kreis die Schienen der Pferdebahn, welche in mehreren Linien kurz hinter der Brücke ausmündet, und um den Park herum fahren auch Omnibusse, die am Halleschen Thor, oder richtiger gesagt am Blücherplatz, ihre Haltestelle haben. Geht man einige Schritte aus dem Park bis in die Lindenstraße, so wird man wieder vom Gebrause der Großstadt umbrandet. Die Lindenstraße erscheint zwar nicht so imposant wie die Friedrichstraße, mit der sie fast parallel geht; aber sie trägt doch voll und ganz einen großstädtischen Charakter und bildet in ihrer etwas strengen Einfachheit das Bindeglied zwischen dem westlicher gelegenen luxuriösen Berlin und dem Berlin der Arbeit. Mit den östlichen Querstraßen der Lindenstraße beginnt nämlich jener Bezirk, in welchem die Großindustrie Berlins ihre Hauptsitze hat. Schreitet man eine dieser östlichen Querstraßen hinauf, so befindet man sich in der eigentlichen Luisenstadt. Sie umfaßt einen der bedeutendsten Bezirke Berlins, denn sie nimmt — wenn man einen Blick auf die Karte Berlins wirft — die ganze östliche Hälfte von „Berlin S. W." und das ganze „Berlin S." ein und erstreckt sich weit nach „S. O." und nach „Berlin O." hinein. Die Ritter-, Oranien-, Kommandantenstraße sowie die Quer- und Nebenstraßen, und zwar die Alte Jakob- die Köpenicker- und die Prinzenstraße mit ihren Verlängerungen, sind die Hauptverkehrsadern dieses Stadtteils. So stark auch diesen Straßen der großstädtische Charakter aufgeprägt ist, der in den dicht an einander gedrängten großen Läden mit den hohen und eleganten Schaufenstern, mit dem bunten, vielgestaltigen, nimmer ruhenden Verkehr seinen Ausdruck findet, so merkt man doch am Straßenbilde, daß die ganze Gegend ein Hochsitz der Industrie ist. Auf den Trottoirs, wo sich die Passanten in geschäftiger Eile drängen und mit weltstädtischer Gewandtheit einander ausweichen, fehlen vollständig die Flaneure und die elegant gekleideten kauf- und schaulustigen Damen, die in der Friedrichstadt einen wichtigen Teil des Straßenpublikums ausmachen. Es fehlen ferner im Gewimmel der Droschken, Lastfuhrwerke, Omnibusse und Pferdebahnen die eleganten herrschaftlichen Equipagen, die in der Friedrichstraße, unter den Linden und in der Leipzigerstraße so häufig zu sehen sind. Ein scharfes Auge wird auch wahrnehmen, daß die Damentoiletten, die man hier sieht, nicht von so modischer Eleganz sind, wie in den Gegenden der westlichen Hälfte der Großstadt. Hier ist meist das gut bürgerliche Element vertreten, dem sich die Arbeiterwelt in allen



Gemüseverkäuferin in einer Berliner Markthalle.

Arten anschließt. Überhaupt ist die Arbeit das charakteristische Merkmal, das hier den Straßen und den Häusern aufgeprägt ist. Und nicht etwa nur den Hauptstraßen, sondern dem ganzen großen, umfangreichen Gewirr der Nebenstraßen. Die meisten Häuser enthalten größere und kleinere Fabriken und Werkstätten, und überall sieht man große und kleine Schilder und



Wasserfall im Viktoria-Park.

Inschriften an den Thoreingängen, die deutlich genug den regen Fabrik- und Gewerbebetrieb dieser Gegend vor Augen führen. Die Luisenstadt ist aber auch der Stolz des modernen Berlin. Gerade diejenigen Industriearten, mit denen Berlin auf dem Weltmarkte eine so große Rolle spielt, sind hier am stärksten vertreten. Die Lampenfabrikation, eine Specialität Berlins, ferner die Fabrikation von anderen Beleuchtungsgegenständen, von Metallwaren, Albums, Lederwaren, Bronzewaren und allerlei Kurzwarenartikeln haben in der Luisenstadt ihren Sitz.

Ein anderes Bild bietet der Stadtteil, welcher der Luisenstadt benachbart und nur durch die Spree von ihr getrennt ist. Schreitet man über eine der Brücken, die zwischen „Berlin SO." und „Berlin O." über den Fluß führen, so befindet man sich im Osten der Großstadt, im sogenannten Frankfurter Viertel. Der Unterschied zwischen Luisenstadt und „Berlin O." ist selbst für den Fremden augenfällig. Es ist eine andere Stadt von anderem Charakter. Hier wie dort zwar dieselben großen, großstädtischen Häuser, hie und da sogar schöne, großartige, elegante Bauten und Straßenzüge, die durch ihre Neuheit und durch moderne architektonische Ausführung den Blick fesseln; aber das markanteste Moment im Ostviertel Berlins sind die Läden und ihre Schaufenster. Es fehlt keineswegs an großen Geschäften, an riesigen Spiegelscheiben, an bedeutenden Bazaren — allen aber fehlt jener großartige Zug, jene ästhetische Eleganz und vor allem jene Kostspieligkeit der ausgestellten Waren, wie man sie in der Friedrichstadt und sehr viel auch in der Luisenstadt sieht.

In der That ist der Osten Berlins, wie ein Teil des Südostens, der Sitz des Kleingewerbes und der Hausindustrie. Es fehlt hier allerdings nicht an großen industriellen Werkstätten; so ist besonders die Möbelindustrie im Osten sehr stark vertreten, und auch andere größere Fabrikbetriebe befinden sich



Ein Extrablatt-Verkäufer.

verstreut in dieser Gegend. Aber den Hauptstamm liefert doch das Kleingewerbe, das mittlere Bürgertum und die Arbeiterschaft. Die großen Verkehrsstraßen des Ostens, die Große Frankfurter-, die Andreasstraße, die Landsberger- und die Neue Königstraße tragen den Stempel von belebten Hauptstraßen großer Provinzstädte. Nur, daß vielleicht der Verkehr in ihnen noch reger, noch geschäftiger und geräuschvoller ist, als in Provinzstädten, in denen sich das Leben immerhin etwas ruhiger, gemächlicher und mit weniger nervöser Eile abspielt.

Etwas schwächer äußert sich das industrielle und gewerbliche Leben in derjenigen Gegend, die zwischen dem Osten und

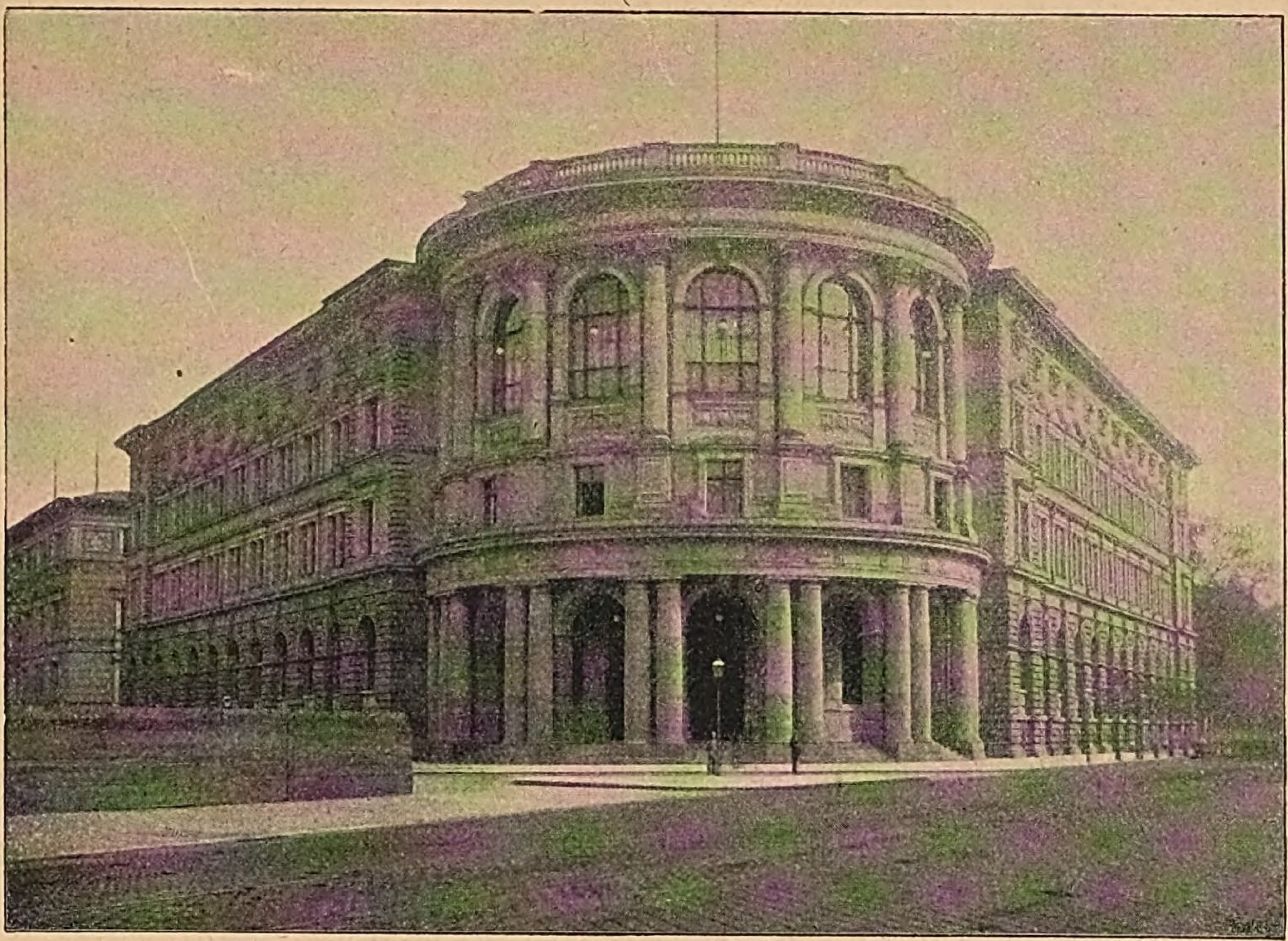


Zeitungsverkäuferin Unter den Linden.

dem Norden liegt. Ein Stück des alten Berlin, mit der Prenzlauer-, der Alten Schönhauser- und der Rosenthalerstraße als Hauptstraßen, ist hier mitten zwischen neuere Stadtviertel eingekeilt, und dieses Stück altes Berlin, auf der Karte auch zu „Berlin C." gehörend, trägt durchweg das Aussehen und den Charakter der meisten Straßen des Berliner Zentrums. In diesen Gegenden bildet die Kaufmannschaft, vorwiegend die Vertreter des Zwischen- und Kleinhandels und des kaufmännischen Gewerbes im allgemeinen, den Hauptstamm der Einwohnerschaft. Hier ist der am wenigsten anziehende, am wenigsten interessante Teil von Berlin, obgleich die Straßen keineswegs häßlich genannt werden können. Aber sie sind eintönig, ohne die interessanten Momente des Historischen zu bieten. Die ganze Zopfzeit mit all ihrer Nüchternheit, mit all ihrer Schmucklosigkeit kommt hier zum Ausdruck. Selbst die neueren Häuser stören nicht diese nüchterne Harmonie, — auch sie sind lediglich nur nach dem Prinzip der Nützlichkeit und Sparsamkeit ausgeführt, und nur einige ganz neue Bauten, die sich in den letzten Jahren an Stelle der morsch gewordenen, aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Häuser erhoben, zeigen die ersten Versuche, auch in diese Gegend, die nur von praktischen Grundsätzen beherrscht zu werden scheint, etwas von dem modernen Geiste und der modernen Kunst zu verpflanzen.

Allmählich ändert sich das Bild, wenn man aus dem Straßenlabyrinth des nördliches Teiles von „Berlin C." und „Berlin NO." nach Norden schreitet. Neue Bauten, neue Straßen, neue Stadtteile, je weiter man nordwärts kommt. Noch vor etwa einem Menschenalter war hier weite, unbebaute Fläche. Jetzt aber steht eine Riesenstadt da, eine ganz neue Stadt von eigenem, charakteristischem Aussehen, dicht bewohnt von einer fleißig arbeitenden Bevölkerung, die im Leben Berlins

eine sehr große Rolle spielt. Eigentümlich erscheint dieser große Stadtteil durch den Umstand, daß selbst in seinen wichtigsten Hauptstraßen der Verkehr nicht besonders stark ist. Auch in den Nebenstraßen herrscht größere Ruhe, als in denen der

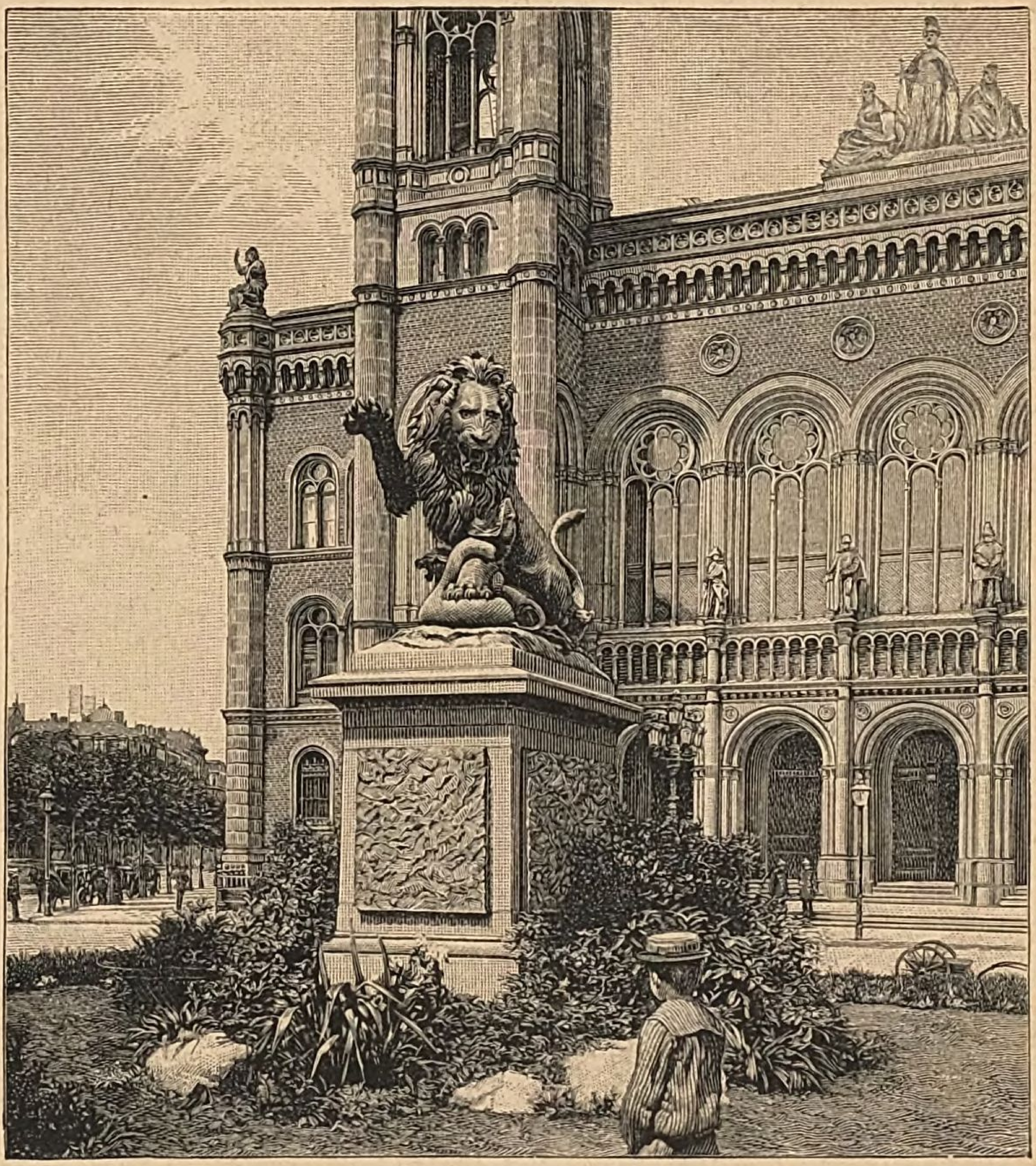


Museum für Völkerkunde.

anderen Stadtteile. Dafür aber konzentriert sich das lärmende Getriebe in den Hinterhäusern; hinter den schweigenden Mauern herrscht reges, thätiges, stark bewegtes Leben, denn diese Stadt mit ihren neuen, hübschen Häusern, vor denen es so still zugeht, ist eine Stadt der Arbeit. Hier hat die modernste Großindustrie, die Maschinenfabrikation, ihren Sitz aufgeschlagen, hier ist der Dampf der herrschende König. Die meisten Maschinen- und Werkzeugfabriken, Fabriken für Eisenbahnbedarf, Eisengießereien, Bronzegießereien u. s. w., befinden sich in Berlin N. Diesen Fabriken gesellen sich noch zu die großen Betriebsetablissements für Gas-, Wasser- und Kanalisationsanlagen, für chirurgische Instrumente, für Herstellung von Cement, Chamottewaren. 2c. Weit nach „Berlin NW." zu, demjenigen Stadtteil, der unter dem Namen „Moabit" bekannt und wo auch der Justizpalast, das Kriminalgericht, gelegen ist, erstreckt sich dieser emsige Fabrikationsbetrieb, der für Berlin von so großer Bedeutung ist und dem die Reichshauptstadt auch zu einem wichtigen Teil ihr Aufblühen und ihr Ansehen verdankt.

Das ist eben die Eigenart Berlins, die sich dem aufmerksamen Beobachter immer und immer wieder aufdrängt: daß die Industrie zur herrschenden Macht geworden ist, obgleich die Stadt für den flüchtigen Blick nur als die Residenz des Hofes sowie als militärische und Beamtenstadt erscheint. Daß sie beides in sich vereinigt, giebt ihr ihre Größe, ihre Macht und ihre Entwickelungsfähigkeit; wäre Berlin nur königliche Residenz und Militärstadt oder bloß Industriestadt, so wäre diese großartige Entfaltung, wie sie sich innerhalb kurzer Zeit wie ein Wunder vollzogen hat, unmöglich gewesen. Die Entfaltung hat dazu geführt, daß es nur sehr wenige Industriearten auf dem weiten Gebiete der modernen Arbeit giebt, die in Berlin nicht vertreten sind. Die Stadt, die nach der neuesten Volkszählung 1,676,352 Einwohner zählt, umfaßt in ihren Mauern einen Fabrik- und Gewerbe-Betrieb, der sich nahezu dem eines ganzen großen Reiches gleichstellen kann.

Wenn nun Berlin sich, während diese Zeilen in den Druck gehen, dazu rüstet, eine Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten, so hat man ein Recht darauf, „sich ein Fest zu erwarten". Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die „Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896" weit mehr Raum in Anspruch nehmen wird, wie die letzte Pariser Weltausstellung. Die Stadt Berlin allein wird im Stande sein, für das Auge und die Sinne für die Fachmänner und das Laienpublikum ebensoviel zu bieten, wie große Weltausstellungen bis vor kurzem geboten haben. Und diese einzige Thatsache spricht für die Größe, die Kraft und die gewaltige Betriebsamkeit der Reichshauptstadt, die, so rasch sie sich auch zu dieser Größe emporgeschwungen und ausgebreitet hat, noch lange nicht am Ende ihrer Entwickelung angelangt ist. Berlin gleicht einem gewaltigen Adler, der seine Schwingen regt, um den Sonnenflug zu unternehmen. Berlin hat seine Schwingen geregt und den Flug in die Höhe gewagt; aber noch hat es nicht die volle Höhe erreicht . . . noch ist erst der halbe Weg zurückgelegt . . . . — — — — — — — — — — — — —
— —



Die Löwengruppe vor dem Justizpalast.

— — Tages Arbeit, Abends Gäste
Saure Wochen, frohe Feste — —

In einer Stadt, in der so angestrengt, so intensiv gearbeitet wird, muß auch das Vergnügen eine große Rolle spielen. Die

Natur drängt überall nach Gegensätzen, die Arbeit verlangt Erholung; die Anspannung aller Sinne, aller Nerven und Muskeln im Kampfe ums Dasein erfordert mit Notwendigkeit eine völlige Ausschaltung aller Gedanken, die mit dem Berufe in Beziehung stehen. Neben der absoluten Ruhe, welche die Nerven und die Muskeln stärkt, ist auch das Vergnügen ein unentbehrliches Bedürfnis. Der Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe ist zu eintönig, die Entbehrung von Unterhaltung führt jene geistige Verfassung herbei, die so treffend mit dem Worte „versauern“ bezeichnet wird. Unterhaltung und Vergnügen, als Unterbrechung der Arbeit mit Maß genossen, erhält den Geist frisch und regt zu neuer Arbeit, neuem Denken an.

Berlin bietet also eine Summe von Vergnügungen, die für eine Stadt mit einer so gewaltigen Masse arbeitender Menschen einfach unentbehrlich sind.

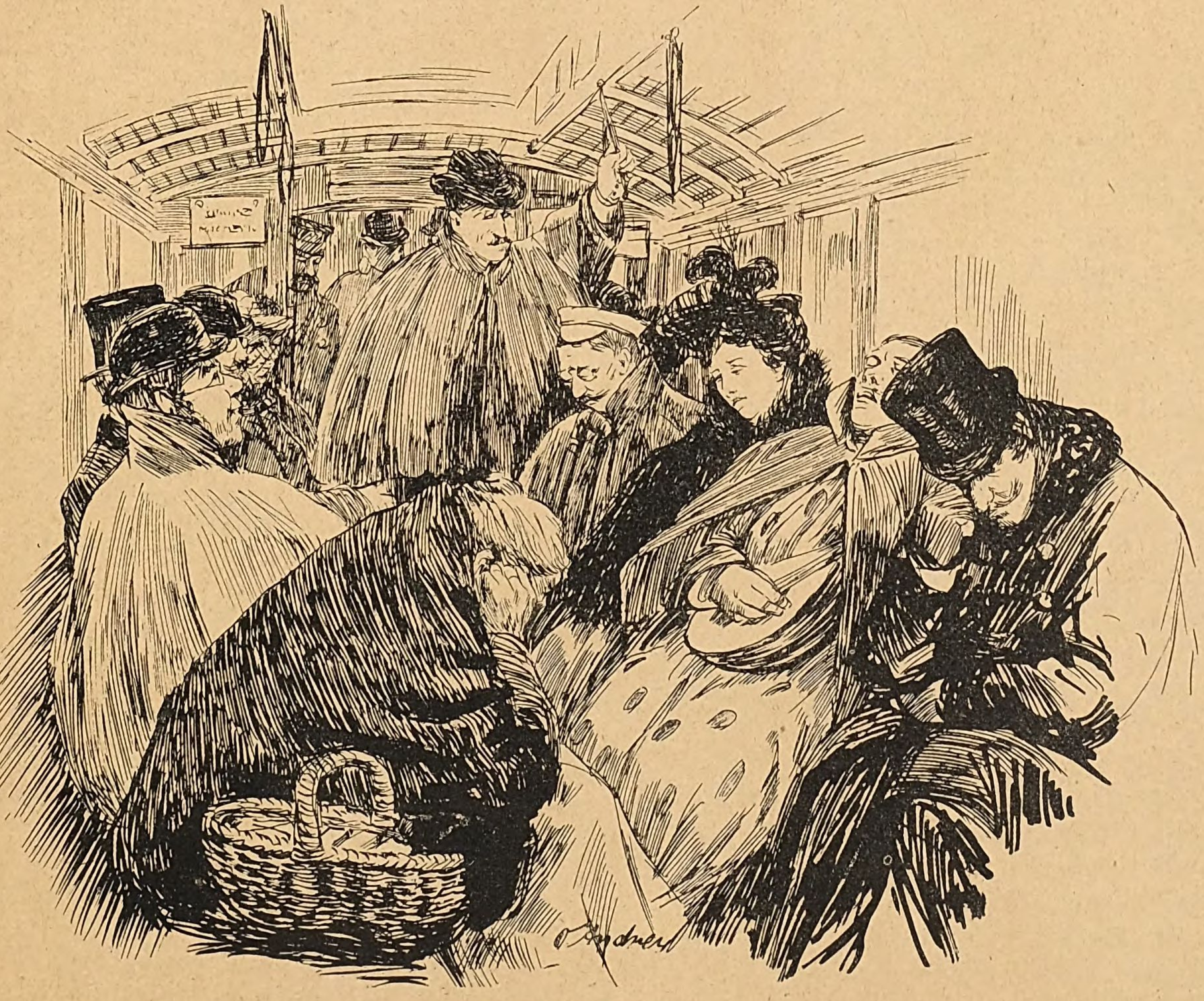
Aber Berlin ist als Reichshauptstadt und als Großstadt auch eine Stadt der Genießenden und der Fremden. Neben der Arbeit geht der Reichtum einher, und in der weit über zwei Millionen zählenden Bevölkerung, — denn soviel umfaßt die Hauptstadt mit den nächstgelegenen, stadtartigen Vororten, — existieren die „Oberen Zehntausend“, die, obgleich sie Geist und Körper nicht in besonderem Maße anstrengen, ebenfalls der Unterhaltung und des Vergnügens bedürfen. Und vollends den Fremden, den Tausenden von Menschen, die auf der Durchreise oder zu kurzem Aufenthalt die Reichshauptstadt besuchen, ist die Unterhaltung ganz unentbehrlich, da viele Fremde in der That nicht wissen würden, wie sie am Tage oder am Abend ihre Zeit zubringen sollten, ohne sich furchtbar zu langweilen.

Darum besitzt Berlin außer seinen „Sehenswürdigkeiten“ und großen Kunstinstituten, die wie die Museen dem höheren ästhetischen Genuß und dem künstlerischen Bildungstrieb entgegenkommen, auch jene ungeheure Zahl von Vergnügungs- und Unterhaltungsstätten, die den Unkundigen so leicht zu dem Glauben verleiten, daß die Berliner das Leben sybaritischer Vergnügungssüchtler führen. Wohl nehmen die Berliner an allen Vergnügungen Teil, welche die Großstadt bietet; aber das thätige, das geistig und körperlich schaffende und



Vor der Anschlag-Säule.

arbeitende Berlin ist überall nur in der Minderzahl vertreten. Das stärkste Kotingent stellen neben den „Oberen Zehntausend“ die Fremden, ohne welche viele Etablissements gar nicht existieren könnten. Ja, viele — denn die Zahl der Etablissements wird nur von der in Paris und London übertroffen. Bei dieser Vielheit hat das Publikum nur den größten Vorteil. Die Konkurrenz bringt es, daß jedes Institut in seiner Art das Beste nach seinen Kräften bietet, und der großen Zahl der Institute ist es zu verdanken, daß jedes Genre vertreten ist und sich jeder nach seiner Façon unterhalten kann.



In einem Nacht-Omnibus.

Und die Geschmacksrichtungen sind bekanntlich sehr verschieden; so verschieden, daß jedes Theater nicht nur sein besonderes Genre, sondern auch sein besonderes Publikum haben kann. Das ist sogar eine eigene Specialität Berlins, die dem Fremden leicht entgeht. Mancher Fremde ist nicht wenig erstaunt, zu hören, daß es in Berlin

Leute giebt, die ausschließlich nur ein bestimmtes Theater besuchen und niemals den Fuß über die Schwelle eines anderen setzen.

Am stärksten tritt diese Eigentümlichkeit Berlins bei den Premièren hervor. In den meisten Städten ist eine Première weiter nichts, als eben die erste Vorstellung eines Stückes, zu der sich das kunst- und theaterliebende Publikum aus allen Schichten einhellig einfindet. In Berlin aber hat eine Première einen bestimmt ausgesprochenen Charakter. Nur ein ganz bestimmtes Publikum ist im Parkett, in den Logen, auf dem Balkon anwesend, ein Publikum aber, das sich zum größten Teil aus Leuten zusammensetzt, die nur die ersten Vorstellungen dieses Theaters und keines anderen besuchen.

Darum hat eine Première in jedem Theater eine ganz bestimmte und ganz eigene Physiognomie. Dieses Publikum gleicht einer großen geschlossenen Gesellschaft, in der jeder den anderen kennt.

Es gleicht aber auch in den meisten Fällen einer einmütigen Gesellschaft, in der eine Geschmacksströmung vorherrscht. So sehr verschieden sind die Premièrengesellschaften, so gegensätzlich ist oft ihr Geschmack, daß es passieren kann, daß ein Stück, das auf der Bühne des einen Theaters lebhaften Beifall gefunden, in einem anderen Theater gleichen Ranges vom Publikum ausgezischt wird.

In dieser Vielheit der Erscheinungen giebt es nur ein Element, daß immer neutral bleibt, das in allen Premièren gleichmäßig vertreten ist: das ist die Presse, — der sich noch einige Leute aus mittleren und höheren Gesellschaftsschichten anschließen, engagierte Theaterenthusiasten, die stets und überall dabei sein müssen, „wo etwas los ist“. Die Presse und diese unvermeidlichen Theaterhabitués bilden bei allen Premièren jenen Bruchteil des Publikums, welcher der Erscheinungen Flucht kühl und beobachtend an sich vorübergehen läßt, der weder vom Enthusiasmus noch vom Mißfallen des Publikums beeinflußt wird, der sich weder vom allgemeinen Beifall noch vom entrüsteten Zischen fortreißen oder das Urteil trüben läßt. Nur ein einziges Institut nimmt in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung ein: das Königliche Opernhaus. Es hat für seine Gattung in Berlin das Monopol; trotz der Größe der Reichshauptstadt, trotz der großen Zahl der Theater, ist das Opernhaus ohne Konkurrenz. Da müssen sich alle Parteien zugleich einfinden, da giebt es in der That ein großes, allgemeines Publikum. Eine Première im Opernhause hat einen eigenen Charakter. Wie das Haus selbst durch Schönheit und vornehme Eleganz imponiert, so bringt auch das Publikum einen durchaus vornehmen Eindruck hervor. An Abenden, an denen man die Majestäten in der Hofloge erwartet, erscheint fast das gesamte Opernhauspublikum in voller Gesellschaftstoilette. Vom Balkon und den Rängen glänzen die Paradeuniformen der Offiziere, und in den Logen und im Parkett sieht man die Damen in großer Gesellschaftstoilette und die Herren im Frack. Aber auch an gewöhnlichen Abenden fühlt man sich im Opernhause wie in einen Salon versetzt. Die Damen erscheinen fast durchgehends in eleganter Besuchstoilette, während die Herren den schwarzen Gehrock tragen.



Das Königliche Schauspielhaus.

Etwas einfacher und gemütlicher ist es im Schauspielhause. Mit dem Schauspielhause beginnt auch jene Reihe der Theaterinstitute, in denen sich das Publikum sozusagen specialisiert. Auch das Königliche Schauspielhaus hat sein eigenes Publikum — ein Stammpublikum, dessen stärkstes Kontingent übrigens von den Abonnenten gestellt wird. Sie gehören meist der Aristokratie und dem höheren Bürgerstande an — wie es überhaupt zum guten Ton gehört, ein Abonnement im Schauspielhause zu besitzen. Diese Zusammensetzung des Publikums aus den besten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt bedingt auch die Stimmung und die Richtung, die in diesem Theater vorherrschend sind. Der Ton ist derjenige vornehmer Zurückhaltung, gemischt mit freundlichem Wohlwollen. Die Richtung ist im allgemeinen etwas konservativ und den Neuerungen nicht besonders hold. Das Repertoire des Schauspielhauses setzt sich demgemäß — abgesehen von den Dramen aus der klassischen und nachklassischen Periode — aus Stücken zusammen, welche die Familieninteressen nicht besonders berühren und auch keine tieferen sozialen oder politischen Probleme bringen. Wenn zwar hie und da eines der Werke, welche den Geist des modernen Stürmens und Drängens, der modernen litterarischen Strömungen repräsentieren, auf den Brettern des Schauspielhauses erscheint, so hat doch der Durchschnitt der Stücke jene gemäßigte Temperatur, welche die seelischen Empfindungen und das politische und soziale Glaubensbekenntnis der höheren Gesellschaft nicht aus dem Gleichgewichte bringt.

Und diese gemäßigte Temperatur herrscht auch im Parkett und auf den Rängen fast in allen Premièren des Schauspielhauses. Da giebt es nur höchst selten „große Durchfälle“, aber fast eben so selten „sensationelle“ Erfolge. Dem

akademisch-langweiligen Autor folgt man mit unermüdlicher Geduld, und nur selten erhebt sich Widerspruch, wenn einige Freundeshände beim Fallen des Vorhanges dem durchfallenden Stücke Beifall klatschen. Das fesselndere Stück hingegen, und sei dasselbe noch so harmlos, wird mit wärmerem, lebhafterem Beifall aufgenommen. Man kann ruhig sagen, daß beim Publikum des Schauspielhauses nur höchst selten ein Stück durchfällt. Wenn nach den Aktschlüssen der Beifall oft nicht dem Autor gilt, so gilt er doch den Darstellern. Und diese verdienen ihn fast immer, denn es ist nicht zu leugnen, daß das Schauspielhaus gegenwärtig über das beste Darstellungspersonal in Berlin verfügt und auch das beste Ensemble besitzt. Auch das scenische Bühnenbild, das rein Dekorative, erzielt im Schauspielhause eine vorzügliche Wirkung, da das Institut über die Mittel verfügt, welche eine reiche und schöne Ausstattung ermöglichen.

Einen schroffen Gegensatz zu der vornehmen und gelassenen Ruhe bei einer Première des Schauspielhauses, bildet die Nervosität des Publikums in demjenigen Institut, das an Bedeutung dem Schauspielhause am nächsten kommt — im „Deutschen Theater". In litterarischer Hinsicht steht das Deutsche Theater auf einer höheren Stufe, als das Schauspielhaus. Mehr oder weniger ist ja das Schauspielhaus ein vornehmes, höheres Unterhaltungsinstitut, das, nach bestimmten konservativen Grundsätzen geleitet, auf die zeitgenössischen künstlerischen Stömungen nur wenig Rücksicht nehmen kann. Völlig in der Zeit wurzelnd aber ist das Deutsche Theater. Sein Repertoire vereinigt in sich die Produktion der klassischen und nachklassischen Periode mit der der neuesten Zeit. Alle Strömungen unseres unruhigen, von Problemen und Wünschen durchwühlten Zeitalters kommen, soweit sie eine bühnenfähige Form haben, im Deutschen Theater zum Ausdruck. Ganz besonders der moderne Realismus in seinem höchsten künstlerischen Ausdruck, nimmt im Repertoire einen breiten Raum ein. Das Deutsche Theater ist somit im vollen Sinne des Wortes ein modernes Theater. Wer sich aber in den Streit der Parteien mischt, ist auch gezwungen, eine Parteistellung einzunehmen, oft ohne Rücksicht darauf, ob die jeweilige Haltung den Gegnern gefällt oder nicht. Und in der That spiegelt sich diese Haltung und der Charakter des Instituts in der Haltung des Publikums bei den Premièren und in den Referaten der Presse ab. Die Premièren des Deutschen Theaters sind meist die unruhigsten und die aufregendsten in Berlin. Sie sind der lebendige Ausdruck aller litterarischen Stömungen und aller Geschmacksrichtungen, die gegenwärtig in Deutschland zum Worte gelangen. Ein Blick auf die Zuschauer macht diese Unruhe und die nervöse Spannung verständlich. Es ist ein ganz eigenartiges Publikum, das sich hier über das ganze Haus verteilt, wohl das intelligenteste, das die Reichshauptstadt zu stellen vermag. Im Parkett und im ersten Rang sitzen die Vertreter der höheren, gebildeten Bourgeoisie und der Geldaristokratie, Fabrikanten, Bankiers, Rechtsanwälte, Ärzte, reiche Privatgelehrte, Rentiers mit litterarischen Passionen und sonstige Leute, die sich gerne zur „höheren Gesellschaft" zählen, und zwischen diesen die Vertreter der Presse — die Kritiker — und eine stattliche Zahl von Schriftstellern und Künstlern, deren Namen der gebildeten Welt bereits bekannt sind. In den hinteren Reihen des Parketts und im zweiten Rang versammelt sich alles, was in Berlin zu der „jüngeren" strebenden und kämpfenden Litteratur- und Kunstwelt gerechnet werden will. Junge Journalisten und Schriftsteller, ältere „verkannte Genies", junge Schauspieler, angehende weibliche Kunstnovizen, junge Maler und Bildhauer, Handlungsgehilfen mit litterarischen Passionen . . . das sind die Elemente, die man auf den billigeren Plätzen findet. Das ganze Publikum aber, das sich bei einer Erstaufführung im Deutschen Theater einfindet, ist ein nervöses, leidenschaftliches Völkchen, leicht entzündbar im Guten und im Bösen. Diese Zuschauer kommen nicht ins Theater, um sich zu amüsieren, um etwas Neues zu sehen, sie kommen nur, um zu urteilen. Und das Urteil wird gefällt je nach der Partei, der die einzelnen angehören — oft auch ohne jede Rücksicht auf den absoluten Kunstwert des neuen Stückes. Es geschieht darum recht häufig, daß von zwei nebeneinander sitzenden Zuschauern der eine mit Aufgebot aller Kräfte beim Fallen des Vorhangs Beifall klatscht, während der andere mit vehementer Leidenschaft zischt. Ganz dicht im Raume stoßen die Gegensätze auf einander, nicht selten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sie einen persönlichen Charakter annehmen. So eigenartig ist die Natur der Erstaufführungen im Deutschen Theater, daß man sagen kann: auf dieser Bühne hat eine Première nur dann einen starken Erfolg, wenn der Kampf im Zuschauerraum am stärksten getobt, wenn sich Beifall und Zischen am heftigsten bekämpft haben. Sobald die Temperatur nicht den Siedegrad erreicht hat, wenn Klatschen und Zischen ohne Leidenschaftlichkeit durcheinandertönen, ist das Stück verloren. Ihm blühen nur wenige Aufführungen, nach kurzer Zeit ist es vom Repertoire verschwunden — kein Mensch denkt daran, daß es jemals gewesen ist.

Einen ähnlichen, aber doch weit milderen Charakter tragen die Premièren des „Lessing-Theaters". Das sehr elegante Haus mit seinen schönen Foyers, den prachtvollen teppichbelegten Treppenaufgängen und dem in hellen, stimmungsvollen Farben gehaltenen, schönen Zuschauerraum, ruft von vornherein ein Gefühl der Behaglichkeit hervor, welche zornige, leidenschaftliche Aufwallungen mit einem gewissen Erfolg bekämpft. Aber trotzdem fehlt es im Lessing-Theater keineswegs an heftigen, litterarischen Kämpfen; schon deswegen nicht, weil der Leiter dieser Bühne als einer der erfolgreichsten Bühnenschriftsteller selbst eine ausgesprochen litterarische Persönlichkeit ist. Nur, daß das Repertoire des Lessing-Theaters nicht zu oft Gelegenheit zu besonders leidenschaftlichen Ausbrüchen bietet. Dieses Repertoire, das im allgemeinen einen modernen Charakter trägt, greift weit weniger in den litterarischen Streit des Tages ein, als das des Deutschen Theaters; die Stücke des Lessing-Theaters sind vorwiegend für die Unterhaltung bestimmt. Das Repertoire ist darum international; Franzosen, Engländer, Italiener und die nordischen Dichter sind im Lessing-Theater ebenso zahlreich vertreten, wie die deutschen Autoren. Und eben, weil das Lessing-Theater keine bestimmte Partei vertritt, ist der Verlauf seiner Premièren verhältnismäßig ruhig, und ein Erfolg kommt leichter zu stande. Das Premièrenpublikum dieses Theaters ereifert sich auch nicht allzusehr. Das stärkste Kontingent stellt hier der höhere Kaufmannsstand, ein Teil des Adels und der bessere Teil der Berliner Lebewelt. Litteratur und Kunst, die in den ersten Aufführungen gleichfalls ansehnlich vertreten sind, machen sich hier in besonders großer Zahl nur ganz ausnahmsweise bemerkbar. Das ist der Fall bei den Erstaufführungen der Stücke von Sudermann und von Blumenthal. Dann gleicht das Lessing-Theater einem großen litterarischen Schlachtfeld, dann tobt der Kampf so wild und leidenschaftlich, wie an großen Abenden im Deutschen Theater, dann wird selbst der Harmloseste und Friedfertigste in den Kampf hineingezogen, und Zischen und Klatschen durchbrausen das Haus wie ein wildes Gewitter, das die Gemüter erregt und die nervösen Naturen aus Rand und Band bringt. Nur ein Echo von diesem Lärm hallt in dem zierlichen, reizvoll schönen Hause zurück, das sich in der Nachbarschaft des

Deutschen und des Lessing-Theaters befindet: im „Neuen Theater“. Wer ins Neue Theater geht, will sich zerstreuen, amüsieren. Das Premièrenpublikum dieses Theaters wird zum größten Teil von der Börse, den Bankhäusern, der Lebewelt und jenem Teil der Bourgeoisie gestellt, der mit der Litteratur, oder genauer gesagt mit den jüngeren Vertretern der Litteratur, in inniger Fühlung steht. Daher kommt es auch, daß man auf der Bühne des Neuen Theaters von Zeit zu Zeit Stücke sieht, die einen ausgesprochen modernen litterarischen oder, wenn man will, realistischen Charakter tragen. Diese Stücke bilden aber gewissermaßen nur Konzessionen an die litterarische Welt Berlins und an das Publikum. Wenn sie auch durchaus nicht selten erscheinen, so stehen sie doch da als Ausnahmen, die rein experimenteller Natur sind. Die Regel aber bildet das unterhaltende Stück, einerlei, welcher Nationalität und welchem Genre es auch angehören mag. Posse, Schwank, Lustspiel, Schauspiel und selbst das Volksstück mit Musik — alles wird im Neuen Theater aufgeführt, sobald es nur Erfolg verspricht. Und das Stammpublikum dieses Instituts ist beifallslustig und läßt ein Stück nur dann durchfallen, wenn es ganz besonders langweilig ist. Eine gewisse Zweideutigkeit, eine solche, die für die aufmerksam lauschenden Ohren junger Mädchen und junger Frauen nicht berechnet ist, ja sogar eine etwas grobe Eindeutigkeit thut dem Erfolge einer Novität im Neuen Theater nicht den geringsten Eintrag. Eher sind solche Dinge für den Erfolg förderlich. Denn das Publikum des Neuen Theaters ist gar nicht prüde, es ist ungefähr dasselbe, wie im „Residenz-Theater“, und was in diesem letzteren Institut geboten wird, ist keineswegs für keusche Mädchenohren bestimmt. — Ein Institut aber, das seinen Spielplan direkt für die bürgerliche Familie und die reifere Jugend zusammenstellt, ist das „Berliner Theater“. Es ähnelt in seinem Wesen gewissermaßen dem königlichen Schauspielhause. Hier wie dort herrscht der milde, konservative Geist, der für Neuerungen nur schwer zugänglich ist. Das Repertoire stellt sich zusammen aus klassischen Aufführungen und neuen deutschen Stücken.



Das Schiller-Denkmal.

Von litterarischen Allüren ist das Berliner Theater ziemlich frei. Das Hauptprinzip ist das rein Geschäftliche, und wenn das Berliner Theater Novitäten bringt, so geschieht es keineswegs aus idealen Gründen, sondern weil das abonnierte Publikum Neues zu sehen wünscht und auch das Geschäft es erfordert. Eine Erstaufführung im Berliner Theater ist darum völlig farblos. Die Stücke geben dem Publikum keine Veranlassung, sich zu ereifern. Es ist schwächeres oder besseres Mittelgut, in der Form in althergebrachten Bahnen wandelnd, und den Ausschlag giebt nur der Grad der Spannung und des unterhaltenden Stoffes, den ein Stück enthält. Das Langweilige wird sanft abgelehnt, das theatralisch Wirksame findet auf alle Fälle Beifall. Was die Kritik nachträglich darüber sagt, kommt nicht in Betracht.

Und eine Art Ableger des Berliner Theaters ist das Schiller-Theater. Es ist schon durch seine niedrigen Preise und die Einrichtung eines außerordentlich billigen Abonnements für den mittleren Bürgerstand und die mittlere Beamtenwelt — deren Familien mit eingerechnet — bestimmt. Das Schiller-Theater hat in Berlin das dankbarste Publikum und das vor Mißerfolgen best gesicherte Repertoire. Ziemlich fernab von allen ernsthaften litterarischen Zielen, sucht die Leitung dieses Instituts die Aufführung ganz neuer Stücke möglichst zu vermeiden. Dagegen kommen aber noch im Schiller-Theater fast sämtliche deutsche Stücke zur Aufführung, die im Laufe der letzten 30—40 Jahre Erfolg gehabt haben. Und da das Publikum dieses Theaters — hier kann man ruhig sagen: das Stammpublikum — naiv, genußfreudig und nicht kritisch ist, so gehört ein Durchfall, selbst bei mittelmäßiger Darstellung, zu den unmöglichen Dingen. Aber nein — das Schiller-Theater hat doch einige Durchfälle zu verzeichnen, und zwar ausschließlich von Novitäten. Beileibe nicht, weil die durchgefallenen Novitäten schlecht waren! Aber es stellte sich jener eigenartige Fall ein, der bei einem Institut, wie das Schiller-Theater, eigentlich vorauszusehen ist: das Publikum, welches alle Stücke, die anderwärts Erfolg hatten, ohne Bedenken mit Beifall aufnehmen kann, wird angesichts einer Novität unsicher, es verliert das Selbstvertrauen. Es wagt nicht zu urteilen und enthält sich auch jedes Urteils. Die Aufnahme der Novität — zumal wenn deren Autor noch keine Tagesberühmtheit ist — ist kalt, zurückhaltend, und der Mißerfolg ist da. Das Schiller-Theater hat eben kein Premièrenpublikum und also auch — keine Premièren.

Viel lebhafter geht es schon in der nächsten Nachbarschaft, im „Residenz-Theater“, zu. Dieses bildet eine Specialität für Berlin, wenn auch nicht gerade die beste. Das kleine, elegante Theaterchen, dessen Zuschauerraum so fein auf intime Wirkungen abgestimmt ist, ist fast ausschließlich eine Domäne der Franzosen. Alles, was im Babel an der Seine, in Paris die Lebewelt amüsiert und zum Lachen bringt, erscheint auf der Bühne des Residenz-Theaters. Hier ist es die Lebewelt von Berlin, die in der Erstaufführung über das Stück entscheidet. Es ist eine etwas gemischte Gesellschaft, die sich da einfindet, um über

das neueste, lustige oder ernste französische Ehebruchsdrama oder die letzte Demimonde-Posse zu Gericht zu sitzen. Dieses Publikum kann sehr starken litterarischen Pfeffer vertragen, es entrüstet sich keineswegs, wenn der Autor mal über die Stränge haut und sich nicht mehr auf Zweideutigkeiten beschränkt, sondern ganz grob eindeutig wird. So lange er das mit Geist und Witz thut, wird ihm alles verziehen. Aber sobald er Ansätze zur Langweiligkeit zeigt, wird dieses sonst so nachsichtige Publikum recht ungemütlich. Gegen Geistlosigkeit ist es unbarmherzig grausam, und selbst die krampfhaftesten Versuche, anständig und moralisch zu erscheinen, schützen nicht vor einem bösen Durchfall. Ja, man amüsiert sich ganz brillant im Residenz-Theater. Aber — fragt mich nur nicht, wie . . . . .

Nicht eine Stufe, sondern ein ganzes Stockwerk tiefer stehen die anderen reichshauptstädtischen Theater, die, obgleich sie sich nicht alle in der Vorstadt befinden, doch eigentlich nach dem alten Begriff als Vorstadt-Theater bezeichnet werden können. Man nannte solche Institute früher auch „Volks"-Theater. Allein von den Berliner Etablissements läßt sich der Begriff höchstens auf zwei Institute anwenden. Das eine ist das Schiller-Theater, das mit seinen Preisen und seinem Spielplan dem Ideal eines Volkstheaters fast nahe kommt, und das andere ist das weit im Osten Berlins gelegene National-Theater. Dieses letztere ist ein Volks-Institut im traditionellen Sinne. Für ein Publikum bestimmt, das sich aus Kleinbürgertum und Arbeiterschaft zusammensetzt, bringt das National-Theater — neben klassischen Stücken — Sensationsdramen gröbsten Kalibers, sogenannte Boulevarddramen, Volksstücke leichterer Art, derbe Possen und allerlei dramatische Scherze, die sich an Tagesereignisse anlehnen. Man kann nicht sagen, daß das Genre fein ist; auch die Darstellungen, zumal der Dichtungen von Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist u. s. w. lassen in künstlerischer Hinsicht ziemlich viel zu wünschen übrig. Aber alles in allem trifft das Institut den Geschmack seines Publikums, kommt in jeder Hinsicht seinem Bildungs- und Unterhaltungsbedürfnis entgegen und stiftet dadurch viel Gutes, indem es die kleinen Leute vom Besuch der Lokale niederster Unterhaltung, der Tingeltangel, abhält.

Künstlerisch durchaus nicht höher stehend, aber umso anspruchsvoller sind zwei Institute, deren Genre eigentlich kaum zu definieren ist. Dieses Genre ist die Posse, aber nicht jene Posse, die eine durchgehende, lustige Handlung hat, bei der man sich unterhält, sondern eine Art zerstückeltes Monstrum, das in Gesang, Aufzüge, Tänze und allerlei sonstige Scherze auseinanderfällt. Hauptsache bei solchen „Stücken" bildet eine junge, weibliche Komparserie, die phantastisch kostümiert ist. Ohne Aufzüge einer Schar bunt gekleideter, kurzröckiger Mädchen kein Stück. Das Ganze ist eine Unterhaltung für den Moment, eine Schau für das Auge, ein Spiel für das Ohr, — möglichst ohne Verletzung des Anstandes und des feinen, sittlichen Gefühls — aber eindruckslos, leer, geistlos. Das „Adolf-Ernst-Theater" und das „Zentral-Theater" sind es, die diese eigenartige Gattung pflegen, und als drittes im Bunde schließt sich den beiden das „Belle-Alliance-Theater" an.

Auch die leicht geschürzte Schwester der ernsten Frau Musika, die Operette hat ihre mehr oder minder eleganten Heimstätten. Eines der schönsten oder vielmehr das schönste und modernste Theaterhaus Berlins, das vornehme, durch Pracht und Farbenreichtum blendende „Theater Unter den Linden", nimmt hier den ersten Platz ein. Die lustigen Geister, die viele Jahre im alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihr munteres Wesen trieben, sind mit Sang und Klang in das moderne Linden-Theater eingezogen. Aber diese fidelen Geister sind im Laufe der Jahre nicht jünger geworden, sie haben der Zeit harten Tribut zahlen müssen. Ja, die Operette liegt in den letzten Zügen. Der größte Meister, Offenbach, ist längst todt, seine großen Epigonen Strauß und Millöcker haben ihre Melodieenschätze erschöpft, und noch ist keiner erstanden, der dieser eigenartigen Opernform neues, frisches Leben einhaucht.

So begnügt sich das Publikum, vom Alten zu zehren, und es ist schon zufrieden, wenn eines der neueren Werke auch nur leise Ansätze eigener melodiöser Erfindung zeigt.

Und während in dem luxuriösen Theater Unter den Linden die Operette beharrlich um die Gunst des Publikums ringt, führt das „Fiedrich-Wilhelmstädtische Theater" ein Zwitterdasein. Bald ist es wie früher ein Operetten-, bald ein Ausstattungsstück-Theater, bald auch eine Volksstück-Bühne. Es wird experimentiert, es werden alle Versuche gemacht, das Publikum zu interessieren . . .

Als neuestes Operettentheater figuriert eine alte kleine Bühne, die schon manchen Sturm erlebt hat, das „Alexanderplatz-Theater". Man amüsiert sich recht gut in dem alten, sonderbar verbauten Hause, aber man spricht nicht davon. Dieses Institut nimmt in Berlin ungefähr den Rang ein, wie eine kleine Nebenspeise auf der Tafel eines Lukullus. Man geht auch in das Alexanderplatz-Theater, wenn man sich gerade zufällig an dessen Existenz erinnert . . . .

Wir steigen im Geiste viele, viele Stufen hinab, wenn wir uns endlich nach jenen Instituten umsehen, in denen man sich in Berlin sonst noch unterhält. Es ist nun einmal eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß auch das vornehmere Publikum in den letzten Jahren immer mehr an einem Genre Gefallen gefunden hat, das in früheren Zeiten von den Gebildeten durchaus nicht für das beste gehalten wurde. Es ist die sogenannte „Specialitäten-Kunst", die Produktionen der Akrobaten, Seiltänzer, Thierdresseure, Feuerfresser, Chansonettensängerinnen e tutti quanti. Früher gab es in Berlin nur ein einziges kleines Etablissement dieser Art, das als seine Gäste nur ein Publikum aus den unteren Volksschichten sah. Jetzt aber giebt es in der deutschen Reichshauptstadt eine Unzahl solcher Vergnügungs-Etablissements. Das Specialitäten-Theater ist eben in die Mode gekommen, und die gute Gesellschaft verschmäht es durchaus nicht, sich auch einmal in einem der „vornehmen" Etablissements zu vergnügen. Drei dieser „Theater" bemühen sich in regem Wettkampf, die Gunst des Publikums zu erringen. Da ist zunächst der „Wintergarten", räumlich das größte und in seiner Specialität das bedeutendste Etablissement. Da kann man sie alle sehen, die in ihrer „Kunst" nur irgendwie einen „Namen" haben, die Luftturner, Parterre-Akrobaten, Balanceure, Jongleure, Musik-Clowns, Chansonettensängerinnen, Grotesk-Komiker u. s. w. Die Lebemänner in den Logen und auf den Sperrsitzen, Damen sehr zweifelhaften Rufes, auffallend durch ihre mehr als modernen Toiletten, bilden das Stammpublikum. Auf den Estraden gegenüber der Bühne sieht man oft Angehörige der vornehmen und allerbesten Gesellschaft, und im weiten, langen Saal, dicht aneinander gedrängt, sitzen anspruchslose, leicht zu befriedigende Zuschauer, die jeden „Tric" der „Künstler" mit lebhaftem Beifall aufnehmen.

Genau dasselbe Bild bietet sich in dem Etablissement, das dem Wintergarten die stärkste Konkurrenz macht: in dem modern-eleganten, sehr hübsch ausgestatteten „Apollo-Theater". Dieselben Künste, dasselbe männliche und weibliche Publikum in den Logen, dieselben anspruchslosen, genußfreudigen Zuschauer im Parkett — nur etwas weniger vornehme Gesellschaft. Und einen ausgesprochen bürgerlichen Charakter trägt

das dritte große Etablissement, das „Reichshallen-Theater“, in dessen Räumen man oft ganze Familien sieht, wie auch in den Logen die bekannten Typen der Lebemänner und der auffallend toilettierten Damen durch bessere bürgerliche Elemente zurückgedrängt werden. Die Specialitäten-Theater werden ergänzt durch die beiden großen Cirkusse, „Cirkus Renz“ und „Cirkus Busch“, die, trotzdem sie nur ihre „Saisons“ in Berlin haben, durch zwei gewaltige, massive Cirkusbauten vertreten sind. Das sind die konservativsten Unterhaltungsstätten in Berlin. Was der Cirkus vor einem halben Jahrhundert war, das ist er noch heute. Dieselbe Manege, dasselbe Peitschengeknall, dieselben Künste, derselbe „August“ und — dasselbe Publikum. Und da soll man noch sagen, es sei nichts von Dauer auf Erden!

Welcher Reichtum an Vergnügungsinstituten! Ja, man kann sich in Berlin unterhalten, und nicht nur am Abend, sondern auch am Tage, vom frühen Morgen an. Dafür sorgen einige Etablissements, die geradezu Vergnügungsstätten für den Tag sind. Da ist in erster Reihe „Castan's Panoptikum“, ein Schauinstitut, das in diesem Umfange auf dem ganzen Kontinent einzig ist. Von einem kleinen Wachsfigurenkabinett hat sich dieses Panoptikum zu einem riesigen Weltetablissement emporgeschwungen. Die Wachsfiguren sind künstlerisch ausgearbeitet und der Natur sehr ähnlich. Aber Wachsfiguren allein würden das Publikum schwerlich anlocken. Darum sucht das Etablissement seinem Namen „Panoptikum“, d. h. ein Ort, wo alles mögliche zu schauen ist, Ehre zu machen, indem es in der That alles mögliche bietet: einen „Irrgarten“, eigenartige Phantasmagorien, nämlich die sogenannten „Illusionen“, allerlei Vorführungen von Vertretern wilder Völker oder von menschlichen Monstrositäten und zahllose andere Schauobjekte.



Das Göthe-Denkmal.

Und genau dieselben Bahnen wandelt das „Passage-Panoptikum“, das neben Wachsfiguren auch künstlerisch schöne Dioramen besitzt und allerlei eigenartige Sammlungen und lebende Kuriosa einzeln oder in Gruppen zur Schau stellt.

Es wäre sehr verwunderlich, wenn angesichts der großen Zahl der Theater und Vergnügungsetablissements eine der herrlichsten und edelsten Künste, die Musik, keine würdige Heimstätte in der deutschen Reichshauptstadt hätte. Und es ist ja in der That auch gar nicht so lange her, als in Berlin die Musik nur zwei Zufluchtsstätten hatte, eine für das „Volk“: das „Konzerthaus“, und eine für die „oberen Zehntausend“ — das war die „Singakademie“. Nun, im Verhältnis zur Riesenzahl der Theater ist die Zahl der Konzerthäuser noch heute sehr bescheiden. Aber es scheint, daß das Vorhandene den Bedürfnissen der Reichshauptstadt entspricht, zumal volkstümliche Konzerthäuser sich in allen Gegenden Berlins befinden und volkstümliche Musik an tausend Orten in Berlin zu hören ist.

Diese Volkstümlichkeit im höheren künstlerischen Sinne vertritt das Konzerthaus noch heute. Es ist seit fast dreißig Jahren eine berlinische Institution, deren Fehlen man in der Residenz schwer empfinden würde. Wie vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren sieht man noch heute im Konzerthause das gute, solid-bürgerliche Publikum, das mit hingebendster Aufmerksamkeit, ja mit Andacht den Vorträgen des Orchesters lauscht und alle Darbietungen mit herzlichem Beifall aufnimmt. Noch heute sieht man, wie zu Großmütterchens Tagen, rings um die braun polierten Tischchen Vater, Mutter und erwachsene Kinder sitzen, die Hausfrau mit einer Handarbeit beschäftigt, während die junge Welt, sich modern gebärdend, abwechselnd das Programm studiert und die Blicke forschend durch den Saal gleiten läßt. Und wie in früheren Jahren, haben noch heute die Donnerstage ihre Bedeutung, ihre wichtige Bedeutung als Familienabende, an dem ehrbare Bekanntschaften gemacht und Verlobungen vorbereitet werden.

Einen höheren künstlerischen Anstrich haben die populären Konzerte in der „Philharmonie“. Der große, in hellen, stimmungsvollen Farben gehaltene Saal der Philharmonie ist ein Konzertsaal im modernen, echt großstädtischen Stil. Und in diesem Hause konzertiert jenes Orchester, das den vornehmsten großen Tonkörper in Berlin darstellt: das philharmonische Orchester. Zu den großen Abonnementskonzerten, welche von den berühmtesten deutschen Dirigenten — einst von Hans von Bülow — geleitet werden, versammelt sich in der Philharmonie alles, was in Berlin zur Musikwelt gehört oder mit dieser in Beziehung steht. Allerdings sind die Abonnementskonzerte ein kostspieliges Vergnügen, das sich nur die Angehörigen der „oberen Zwanzigtausend“ gönnen können. Aber diese Konzerte haben eine Art „Ableger“. Um auch diejenigen, die nicht in der Lage sind, die teueren Abonnements zu bezahlen, in den Stand zu setzen, die großen Solisten und überhaupt die großen Konzerte mit dem bis auf 120 Künstler verstärkten Orchester zu hören, werden sogenannte „General-

proben" veranstaltet, in denen das ganze Programm des jeweiligen Abonnements-Konzertes zur Ausführung gelangt. Musiker behaupten, daß diese „Generalproben" die eigentlichen großen Konzerte Berlins darstellen, da das Publikum der Generalproben die eigentliche ausübende Musikwelt der Reichshauptstadt repräsentiert.

Etwas gemütlicher geht es in den „populären Konzerten" zu, die von demselben Orchester in der Philharmonie veranstaltet werden. Das Publikum dieser Konzerte gleicht ungefähr dem des Konzerthauses, es ist vielleicht um eine Nuance sensibler, musikverständiger. Aber auch Musiker von Beruf besuchen oft die populären Konzerte, und recht häufig sieht man strebsame Jünger und Jüngerinnen der Frau Musika, mit dickleibigen Partituren in der Hand, die vom Orchester gespielten Werke mitlesen und studieren.

Den akademischen Anstrich, den sie seit jeher hatte, hat die „Singakademie" bis zum heutigen Tage behalten. Da wird nur „hohe" Musik gemacht, da finden auch die meisten Konzerte jener bedeutenden oder mittelmäßigen Pianisten und Pianistinnen, Geiger und Geigerinnen, Cellisten, Konzertsänger und Sängerinnen statt, die wie eine Völkerwanderung im Winter nach Berlin strömen. So groß ist die Flut der Konzertgeber, daß sich die vorhandenen Konzertsäle in Berlin der Zahl nach schon längst als unzureichend erwiesen haben. Zu diesem Zwecke ist vor einigen Jahren ein kleiner und sehr hübscher Konzertsaal, der „Saal Bechstein", erbaut worden, und aushilfsweise wird sehr oft auch der elegante, aber in den Farben etwas kalte Saal des Hotel de Rome benutzt.

Außer diesen Konzerten erklingt es — wie schon gesagt — in Berlin an allen Ecken und Enden. Es giebt zwar Leute, die noch immer an dem alten Vorurteil festhalten, daß Berlin eine unmusikalische Stadt sei. Sie war es allerdings einst — aber wenn man auch nicht das Musikverständnis einer Stadt nach der Zahl der benutzten Klaviere in den Wohnungen und nach der Zahl der Konzerte in großen Etablissements und in Kneipen beurteilen kann, so muß man doch nach der Art, wie in Berlin die Musik gemacht wird, zugestehen, daß die Reichshauptstadt gegenwärtig eine der musikalischsten Städte ist.

Ob es sich wohl der Mühe verlohnt, ausführlicher zu schildern, wie man sich sonst noch in Berlin amüsiert? Berlin ist eben Weltstadt und vereinigt in sich alle Elemente, von den besten, edelsten bis herab zu den verdorbensten, zum Auswurf der Menschheit. Und je tiefer die Schichten der Gesellschaft liegen, desto stärker ist der Drang nach Genuß, nach leichter Unterhaltung. Die Spekulation, die in Bezug auf das Geld schon längst das bekannte Wort des römischen Kaisers: „non olet" — d. h. es riecht nicht, man sieht ihm nicht an, woher es kommt — sich zu eigen gemacht hat, sorgt in allen möglichen Arten dafür, daß sich „das Volk" möglichst gut und möglichst nach seinem Geschmack amüsiert. Eine ungeheure Menge kleiner Specialitäten-Theater, eine Riesenzahl Tingeltangel, sehr viele Ball-Lokale, verschiedene vorübergehende, „gastierende" Schaustellungen und Unterhaltungen bieten leichte Zerstreuung in Hülle und Fülle. Ja — es ist wahr . . . es wird in Berlin so viel geboten, daß die Versuchung für den Charakter, der nicht in sich gefestet ist, groß, fast allzu groß ist. Daher auch der Ruf Berlins als eines schrecklichen „Sündenbabels", als einer Stadt, in der die meisten Verbrechen vorkommen.

Dieser Ruf ist nun, wie jeder Allgemeinbegriff, eine Übertreibung. In der Stadt, die mit den unmittelbar anstoßenden, vorstadtartigen Vororten über zwei Millionen Einwohner zählt, kommen im Verhältnis zur Menschenzahl nicht mehr schwere Verbrechen vor, als im kleinsten, friedlichsten Städtchen. Anders freilich steht es mit den Verbrechen und den Vergehen gegen das Eigentum: Diebstahl, Untreue, Unterschlagung und was sonst in dieses Register gehört. Hierin geben allerdings die Verhältnisse der Großstadt den Ausschlag. Für den schwächeren Charakter ist die Verführung zu nahe und zu groß; aber noch gefährlicher und verhängnisvoller, als die Verführung, ist der Kampf ums Dasein, ein Kampf, zu dem man von Natur mit besonders guten Eigenschaften ausgerüstet sein muß, wenn man nicht unterliegen soll, sobald die Not schleichenden Schrittes sich naht.

Diesen Kampf machen viele Tausende alljährlich in der Großstadt durch. Das herrliche Berlin erscheint so verheißungsvoll mit seinen Genüssen, mit all den vielen Dingen, die es täglich den Sinnen bietet. Draußen in der Provinz, in den Städten und Dörfern spricht man von der Kaiserstadt als der Stadt des Reichtums, der Unterhaltungen, und Zahllose, die mit den Verhältnissen im Heimatsort nicht zufrieden sind oder sonst kein besonders gutes Auskommen finden, denken, daß Berlin mit seinen zwei Millionen Menschen nur ihrer harrt, um sie, alle diese unzufriedenen Fremden, willkommen zu heißen und sie mit einem Goldregen zu überschütten. Nun geht es auf die Reise nach Berlin, oft mit so wenigen Mitteln, daß das Geld kaum für eine Woche langt. Aber in dem reichen, gewaltigen Berlin giebt es zahllose brachliegende Kräfte, zahllose Menschen, die auf den Moment schmachten, da sie um billiges Geld Arbeit und dafür geringen Lohn erhalten. Der Neuling, mit den Verhältnissen der Großstadt nicht vertraut, wird fast immer zurückgedrängt; selten, daß ihm das Glück im ersten Anlauf hold ist, selten, daß er teilnehmende, mitleidige Menschen findet, die sich seiner annehmen und ihm über die — ach, vielleicht recht lange — Zeit der Not, ratend, helfend zur Seite stehen. So bricht das Elend über den Unglücklichen herein. Er verliert den Boden unter den Füßen, und unter ihm gähnt der Abgrund. Not, quälender Hunger, abgetragene Kleider — denn durch den Mangel ist das Entbehrlichste längst versetzt, verkauft — und vielleicht auch keine Schlafstelle mehr . . . ausgestoßen aus der Gesellschaft, verlassen von der Welt, hoffnungslos . . . nur der Tod scheint noch als einziger Ausweg zu winken . . . Da naht sich als Verführerin — das Verbrechen. Die Armut findet überall Gesellschaft, und das Verbrechen findet überall den Armen. Wer mit knurrendem Magen, mit abgespannten Nerven und verlassen von aller Hilfe den Kampf nicht weiter zu führen vermag, wer in seiner Seele noch jenen Rest von falscher Scham nicht unterdrückt, jene veraltete Anschauung, nach der die eine oder die andere Arbeit dem „Stande" oder der „Würde" nicht angemessen ist, wer noch so zaghaft ist, daß er sich in der Suche nach Arbeit durch mehrfache Abweisungen oder barsche Ansprachen entmutigen läßt, der fällt unfehlbar dem Verbrechen anheim. Und dazu bietet die Großstadt leider zahllose Gelegenheiten. Auf Schritt und Tritt lockt sie und fordert geradezu dazu heraus, und es bedarf wahrlich seitens des Darbenden, des Hungrigen und Verlassenen großer moralischer Kraft, großer Charakterstärke, um der Verführung zu widerstehen.

Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß die allermeisten Verbrechen, die man in Berlin begeht, gar nicht von eigentlichen Berlinern ausgeführt werden. Die Kinder Berlins stellen nur einen sehr geringen Bruchteil zum Kontingent des Lasters. Das Nationale der meisten derjenigen, die in Berlin mit dem Gesetz in Konflikt kommen, zeigt, daß sie „Auswärtige", „Zugereiste" sind.

Die Stadt Berlin freilich giebt sich schon seit Jahrzehnten Mühe, die Not dieser Armen und Elenden zu lindern und ihnen, wenigstens vorübergehend, Hilfe zu bringen. Die Not

gänzlich aus der Welt zu schaffen, den vielen Tausenden zu helfen, die täglich in der Großstadt darben, scheint allerdings bei den modernen Verhältnissen zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

Aber was das Gemeinwesen von Berlin und mit ihm die Wohlthätigkeit vieler Menschenfreunde thun konnte, um Notleidenden Hilfe — wenn auch nur vorübergehende, nur momentane — zu bieten, ist bisher in großem Umfange geschehen.

Sehen wir von den sehr zahlreich existierenden privaten Stiftungen und Anstalten ab, die meist nur denen zu statten kommen, die mit den großstädtischen Verhältnissen schon ziemlich gut Bescheid wissen, so giebt es eine stattliche Anzahl



Asyl für Obdachlose.

öffentlicher Institute, die für solche, die eine gewisse, in der Not durchaus nicht angebrachte falsche Scham überwunden, leicht zu erfragen sind.

Zu diesen Anstalten gehören in erster Reihe die Asyle. Jene Armen und Unglücklichen, deren Not aufs höchste gestiegen, deren Armut schon so groß ist, daß sie kein Nachtlager mehr bezahlen können, dürfen sich vorübergehend für die Nächte in eines der Asyle retten und sich vielleicht dadurch über die schlimmste Zeit der Not hinweghelfen. Eines der bekanntesten ist das Männer-Asyl in der Büschingstraße. Es wird um 6 Uhr abends geöffnet und vermag nur 300 Personen aufzunehmen. Viele hundert obdachlose Menschen warten oft in strenger Winterszeit vor der Pforte dieses Hauses, sehnsüchtig den Moment herbeiwünschend, da sie Einlaß erhalten können. Glücklich dann diejenigen, die das Institut aufnehmen kann. Sobald sie eintreten, hat ihre Not für den Augenblick ein Ende. Sie empfangen Nahrung, sie werden durch ein warmes Bad erfrischt, sie erhalten ein mäßig gutes Nachtlager und am anderen Morgen, wenn sie aufstehen, einen warmen, stärkenden Morgenimbiß. Dann wird ihnen ein Arbeitsnachweis vorgelegt und nun müssen sie wieder hinaus in den Kampf des Lebens, auf die Suche um Arbeit und Brot, vielleicht wieder in Not und Elend. Nur dreimal im Monat kann man die Gastfreundschaft dieses Asyls genießen. Man kommt hinein ungenannt, unbekannt, denn dort fragt man nicht nach Namen und Beschäftigung, dort bleibt auch die Polizei fern, und ewig vergessen und verschwiegen bleibt es für die Welt, ob jemand einmal in höchster Not in diesem Asyl seine letzte Zuflucht und vielleicht auch seine Rettung gefunden hat.

Etwas mehr Raum bietet schon das „Städtische Obdach“ in der Fröbelstraße. Im „Städtischen Obdach“ sind besondere große Abteilungen vorhanden, in denen ganze Familien Zuflucht finden können. Solche Familien, über welche die Armut hereingebrochen ist, können hier sogar mehrere Wochen verweilen und Verpflegung finden, bis es dem Familienvater gelungen ist, passenden Verdienst zu finden oder sich mit den vom Asyl beschafften pekunären Unterstützungen eine neue Existenz zu gründen. Außer diesen Abteilungen für größere und kleinere Familien enthält das Obdach noch zwanzig große Säle für einzelne Männer und Frauen, die nur je eine Nacht dort verbringen dürfen.

Ein besonderes Asyl für Frauen existiert in der Füsilierstraße, ein Zufluchtsort, der in seiner ganzen Einrichtung dem Männer-Asyl in der Büschingstraße gleicht.

Und gleichfalls eine Art Asyl ist die „Berliner Arbeiter-Kolonie“, die in der Reinickendorferstraße ihr Heim hat. Diese Zufluchtsstätte hat eine andere Organisation, als die übrigen Asyle. Wer in die Arbeiterkolonie aufgenommen werden will, übernimmt auch die Verpflichtung, durch Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Der Aufenthalt ist hier nicht auf Tage und Wochen beschränkt. Die Asylisten können, sobald sie nur arbeiten, — die Thätigkeit besteht in der Herstellung gewisser billiger Verkaufsartikel — längere Zeit in der Kolonie bleiben, so lange, bis sie sich einen kleinen Überschuß verdient haben, der dazu hinreicht, in der Welt den Kampf ums Dasein aufs neue aufzunehmen. Besondere Kenntnisse sind zum Eintritt in die Kolonie nicht erforderlich, da die Kolonisten die Arbeit, die sie verrichten sollen, bald erlernen. Die Hausordnung ist streng geregelt, ohne daß sich irgend eine Strenge gegen die Kolonisten wendet. Wer sich der Hausordnung nicht zu fügen vermag, kann jeden Augenblick die Kolonie verlassen. Selbstverständlich ist der Lohn auch

nicht so hoch, daß er die Kolonisten veranlassen könnte, allzulange in der Kolonie zu verbleiben. Die Arbeiter-Kolonie ist nur eine Durchgangsstation, aber eine solche, die jedem, der überhaupt noch für die Gesellschaft zu retten ist, Rettung bringen kann.

Diesen Zufluchtsstätten gegen die schlimmste Not schließen sich noch einige Wohlfahrtseinrichtungen an, die gleichfalls den Ärmsten zu Gute kommen. Da sind im Winter die Wärmehallen, größere, etwas nüchtern gehaltene, aber gut geheizte Lokalitäten, in welchen an Tagen von strenger Kälte den Armen und Bedürftigen warme Getränke umsonst gereicht werden. Eine sehr wichtige Rolle spielen die Volks-Kaffeehäuser, in denen Kaffee, Thee, Chokolade mit dazu gehörigem Brot für wenige Pfennige verkauft wird, wobei die Besucher auch Gelegenheit haben, einen Blick in die aufliegenden Berliner Zeitungen zu thun und hie und da sogar einen Artikel in einer belletristischen Zeitschrift zu lesen. Und den Kaffeehäusern schließen sich als ältere Einrichtung die Volksküchen an, in denen man ein Mittagsessen schon für 15 Pfennige erhalten kann. Wärmehallen, Volkskaffeehäuser und Volksküchen sind Anstalten privater Wohlthätigkeit. Die Preise in den Volksküchen und Volkskaffeehäusern sind so gestellt, daß sich die Institute nur gerade durch sich selbst erhalten können, ohne Überschüsse und Gewinn zu erzielen, während die etwaigen Verluste stets durch die betreffenden Wohlthätigkeitsvereinigungen gedeckt werden.



In der Volksküche.

Aus diesen Stätten der Hilfe durch offene oder verschwiegene Wohlthätigkeit, aus den Volksküchen, Volks-Kaffeehäusern, Wärmehallen und Asylen führt der Weg hinauf und hinunter. Hinauf für den starken, widerstandsfähigen Menschen, der Entbehrungen ertragen, böse Anfechtungen niederkämpfen kann, der mit einem sittlichen Fond im Herzen zäh alle Not und alles Elend überdauert und sich endlich auf ein kleines Lebensboot rettet, mit dem er dann mutig und selbstbewußt in den Ocean des großen Lebens hinaussteuert, wo er immer einen Hafen, ein Ziel erreicht. Hinunter aber, tief hinunter führt der Weg für die Widerstandslosen, die Schwachen, die rasch den Mut verlieren, die keine Entbehrungen zu ertragen vermögen, die keine Kämpfernaturen sind. Wenn sich hinter diesen Ärmsten der Armen die Pforten der Asyle schließen, dann sind auch die Thore, die zur thätigen, arbeitenden Menschheit führen, für sie geschlossen. Dann sind sie hinausgestoßen in jene dunkle Welt, wo es nur Jammer, Verzweiflung und Verbrechen giebt.

Sie finden wohl ein Unterkommen, diese Ärmsten, in den Pennen, den Massenquartieren, wo sie für wenige Pfennige ein Nachtlager erhalten. Es ist aber auch darnach. Wahrhaft zu Massen gehäuft, dicht Mann an Mann gedrängt liegen sie da in feuchten Kellern, auf Böden, in Scheunen und Ställen oder in häßlichen, ungeheizten Wohnungen auf der nackten Diele oder bestenfalls auf Stroh, ohne Decke, völlig angekleidet, für wenige Stunden, in denen sie im Schlafe ihr Elend vergessen und verträumen. Und aus diesen Massenquartieren führt der Weg weiter auf abschüssiger Bahn. Hier werden die Bekanntschaften mit allerlei Auswurf der Menschheit geschlossen, hier kommen die Unglücklichen, deren Leben vielleicht bisher makellos gewesen, zum erstenmal mit der Polizei in Berührung.

Auf der Suche nach Verbrechern, auf einer der sogenannten „Razzia's„ wird nicht selten ein ganzes Massenquartier von der Polizei „aufgehoben“ und in den Polizeigewahrsam geführt. Wehe dem, der in diesem Stadium des Elends in seiner Seele nicht noch einen letzten Rest sittlicher Widerstandskraft bewahrt hat. Vor seinen Füßen gähnt der finstere Abgrund, nur ein kurzer Schritt — und Ruf und Zukunft sind dahin.

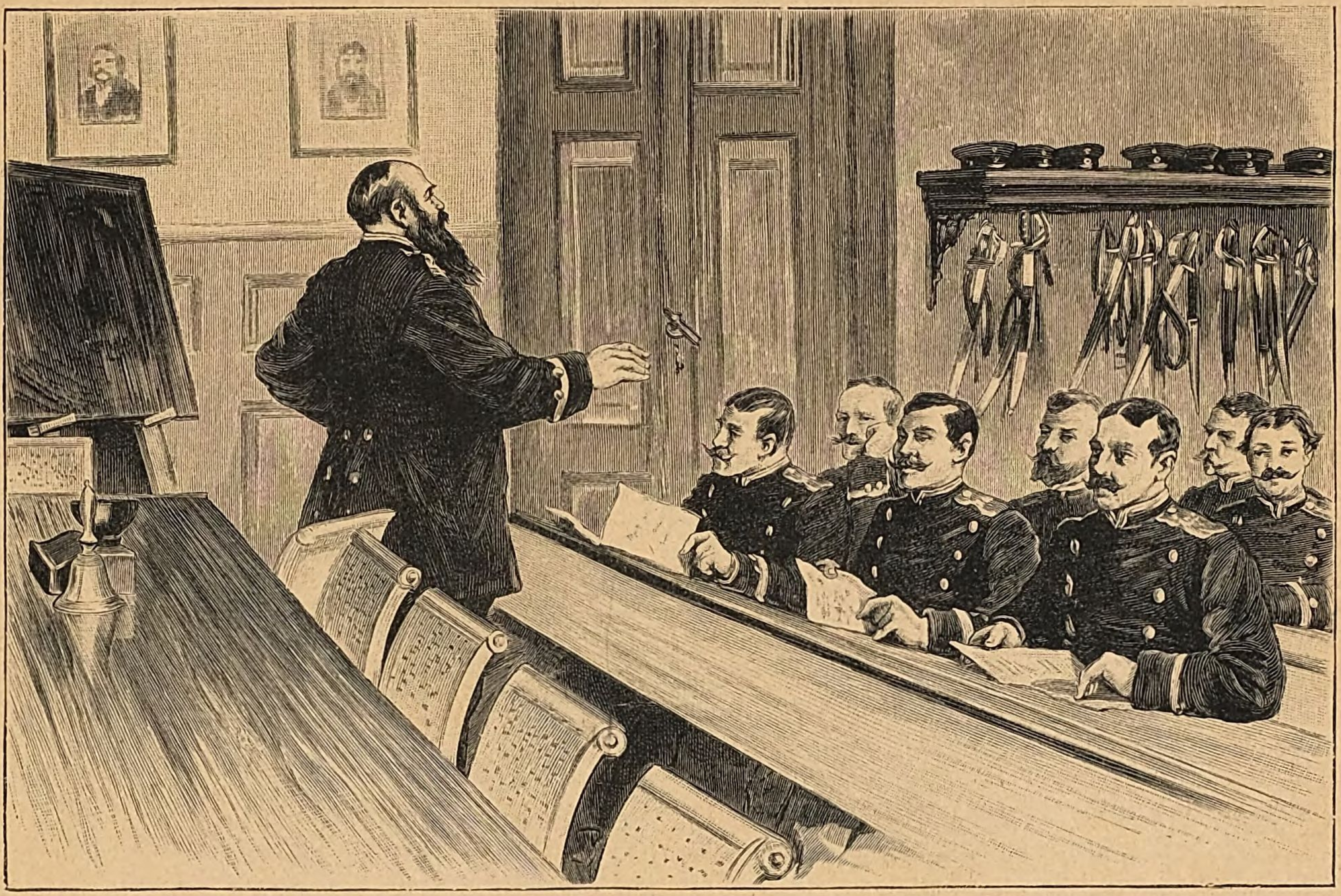
Und wie mancher würde vielleicht im letzten Augenblick entsetzt von dem Abgrunde zurückspringen, würde er nur klar sehen, welch ein trauriges Leben ein Mensch führt, der mit dem Gesetze in Konflikt geraten ist. Er gleicht dann nicht mehr einem Menschen, sondern einem von vielen Jägern gehetzten Wild. Fast jedes Verbrechen, das schwere sowohl wie das leichtere, wird in dem Wahn begangen, daß die Gerechtigkeit den Thäter nicht entdecken würde. Selbst vielbestrafte Verbrecher können sich von diesem Wahn nicht lossagen, obgleich sie aus Erfahrung wissen sollten, daß die Polizei in den häufigsten Fällen den richtigen Mann findet. Was sie nicht erfährt durch die eigenen Akten, durch die eigenen vielfachen Mittel, die auf die Spuren der Thäter führen, das erfährt sie durch die sogenannten „Vigilanten“, alte Verbrecher, die im Dienste der Polizei stehen und ihr gegen kleine Entschädigung Spionendienste leisten. Aber in vielen Fällen bedarf es der Vigilanten gar nicht, sobald etwa ein Diebstahl, ein Einbruch begangen worden ist. Das Berliner Polizeipräsidium führt ganz eigenartige Bücher. Eines der wichtigsten ist ein gewaltiges Photographie-Album, welches die Bilder aller derjenigen enthält, die sich nur einmal eines Vergehens, auf das eine Gefängnisstrafe gesetzt ist — mit Ausnahme der Vergehen in Form von Beleidigung, oder der polizeilichen

Übertretungen — schuldig gemacht haben. Das Bild wird ergänzt durch eine sehr genaue Personalbeschreibung mit Angabe der Körpergröße und durch eine gewissenhafte Registrierung aller Eigentümlichkeiten, Specialfähigkeiten und Liebhabereien des Photographierten.

Es ist nun gewiß ein Produkt der modernen Kultur, welche die Specialisierung der Arbeit erfordert, daß sich das Verbrechertum ebenso in einzelne Specialitäten, in „Gewerbe" teilt, wie das ganze heutige Berufsleben. Es giebt Leute, die ausschließlich nur Taschendiebstähle ausführen, Verbrecher, die nur im Einbruchsdiebstahl geübt sind; es giebt Kassendiebe, Wohnungsdiebe, Falschspieler, Hochstapler, Falschmünzer, Fälscher, professionsmäßige Betrüger u. s. w. u. s. w. Und wie jeder Mensch seine Art hat zu sprechen und sich zu geben, so haben auch die allermeisten Verbrecher ihre bestimmte Art, ihre Methoden, das Verbrechen auszuführen. Und an diesen Methoden, die in den Registern der Polizei genau verzeichnet sind, erkennt sie oft den Thäter, wie man den Vogel an den Federn erkennt.

Sobald nun die Polizei eine Vermutung, eine „Spur" hat, beginnt die Hetzjagd. Es gelingt einem Verbrecher oft, sich wochen- und monatelang zu verbergen, den Augen der Polizei zu entziehen. Aber eines Tages faßt sie ihn doch. Sie erfährt seinen Aufenthalt durch „Vigilanten" oder sonstige „gute Freunde", sie findet ihn in einem Lokal, wo Leute seinesgleichen verkehren, sie entdeckt ihn zufällig bei der Verhaftung eines anderen — kurz, er fällt ihr in die Hände, und diese Hände halten fest, wenn ein Verdacht auf dem Gefaßten ruht. Aber so viele Vergehen auch täglich in Berlin vorkommen mögen — im allgemeinen ist die Sicherheit in der Großstadt viel größer, als man außerhalb Berlins glauben mag. Nicht weniger als 96 Polizeibureaus — „Polizeireviere" — umspannen wie ein Netz das ganze Berlin, in dessen Zentrum — auf dem Alexanderplatz — sich der gewaltige, einem riesigen Festungsbau gleichende, im Rohziegelstil gehaltene Palast des Polizeipräsidiums erhebt. Die Zeiten, da man auf Berliner Bahnhöfen seines Eigentums nicht sicher war, da ein harmloser, durch Berlin flanierender Fremder leicht von Kümmelblättchenspielern in eine Spielhölle gelockt werden konnte, sind nur noch historisch. Es kommen wohl ab und zu ähnliche Fälle vor, aber mit solcher Seltenheit, daß sie zu den besonderen Ausnahmen gehören. Gerade diese Art der Verbrechen haben sich in Berlin auffällig vermindert, ebenso wie die unheimlichen Verbrecherkneipen, die früher mit Fallthüren und geheimen Ausgängen versehen gewesen sein sollen. Eine moderne Berliner Verbrecherkneipe sieht nicht anders aus, als jede andere ordinäre Kneipe, höchstens, daß sie noch etwas schmutziger, unsauberer ist, als ein für mittellose Besucher bestimmtes kleines Lokal. Aber was in einer Verbrecherkneipe vorgeht und wer sie besucht, das weiß die Polizei ganz genau. Wirt und Gäste stehen beständig unter strenger Kontrolle und sie wissen, daß sie kontrolliert werden.

Doch wenden wir uns ab von diesen Bildern der Verderbtheit, des Lasters und des Jammers. Sie sind traurig, tief traurig, und nur eines gewährt dem mitfühlenden Menschenherzen Trost, daß sich aus den Kreisen jener Tiefgesunkenen auch Gutes berichten läßt. So mancher nämlich, der mit dem „grünen Wagen" — einem großen Wagen mit sicheren Thüren, der für den Transport der Häftlinge bestimmt ist — in den Polizeigewahrsam abgeholt wurde, ist nach Reue und Einkehr in sich selbst für die menschliche Gesellschaft gerettet worden. So mancher, dessen Leben, dessen Zukunft dem Untergang geweiht schien, hat sich nach Verbüßung seiner Strafe emporgerafft und ist durch Arbeit und Ehrlichkeit emporgestiegen zu einem geachteten Beruf, zu einer geachteten bürgerlichen Stellung. Versunken und vergessen ist dann, was im dunkeln Schoße der Vergangenheit ruht. Nicht selten hat zu dieser Rettung die private und öffentliche Wohlthätigkeit, das wahrhaft humane Wirken gewisser Vereine beigetragen. In solchen Fällen treten die Vereine zur Unterstützung entlassener Strafgefangenen in Thätigkeit. Diese Vereine nehmen sich mit warm fühlender Menschlichkeit der Unglücklichen an,



Instruktionsstunde auf einer Polizei-Wache.

unterstützen sie mit Geldmitteln und sorgen für passende Beschäftigung, für ehrliche Arbeit.

Ja, die Berliner Wohlthätigkeit! Darauf kann die Kaiserstadt mit vollem Rechte stolz sein. Es giebt keine Stadt in Deutschland, vielleicht keine andere Stadt auf der Welt, die sich mit Berlin hinsichtlich der humanitären Einrichtungen messen könnte. Gemeinde und Vereine, öffentliches und privates Wirken gehen Hand in Hand miteinander und vereinigen sich zu einem musterhaften, imposanten Ganzen, das einzig in seiner Art ist. Eine ganz besondere Ausdehnung hat in Berlin die Armenpflege erhalten. Die Armut ist ja an sich etwas Schreckliches, sie gleicht dem Fasse der Danaiden, das keinen Boden hat. So viel für die Armen auch gethan wird, es ist nie genug, denn die Armut verschlingt immer neue Mittel, ohne zu weichen, ohne daß dem Armen eigentlich geholfen wird. Aber soviel nur geschehen kann, um das Los der Armen zu erleichtern, wird in Berlin gethan. Der Magistrat von Berlin giebt jährlich nicht weniger als zehn Millionen Mark für Armenzwecke aus, außerdem bestehen noch viele vom Magistrat verwaltete Wohlthätigkeitsstiftungen mit einem Gesamtvermögen von über 17 Millionen Mark, deren Zinsen gleichfalls für Armenzwecke bestimmt sind. Die Arbeit des Magistrats wird ergänzt durch viele Vereine, die in der Stille Gutes thun. Dazu kommen noch sehr häufig die privaten Sammlungen durch Aufrufe in den Zeitungen, durch Sammelbogen 2c., wobei durchaus nicht vergebens an das Herz der Berliner appelliert wird.

Der Armenpflege schließt sich eine großartige Waisenpflege an, die immer mehr in der Vervollkommnung begriffen ist und die jetzt dahin zielt, den verwaisten Kindern, auch denen, die selbständig zu werden beginnen, die elterliche Fürsorge nach



Ein Fahrrad-Dienstmann.

menschlichem Können zu ersetzen. Und in das Gebiet der humanitären Einrichtungen gehören zweifellos auch jene Anstalten, die zur Hilfe gegen Unfälle, Krankheit, zum Asyl für schwere, unheilbare menschliche Gebrechen bestimmt sind. Gegen momentane Unfälle auf der Straße oder plötzliche Er-



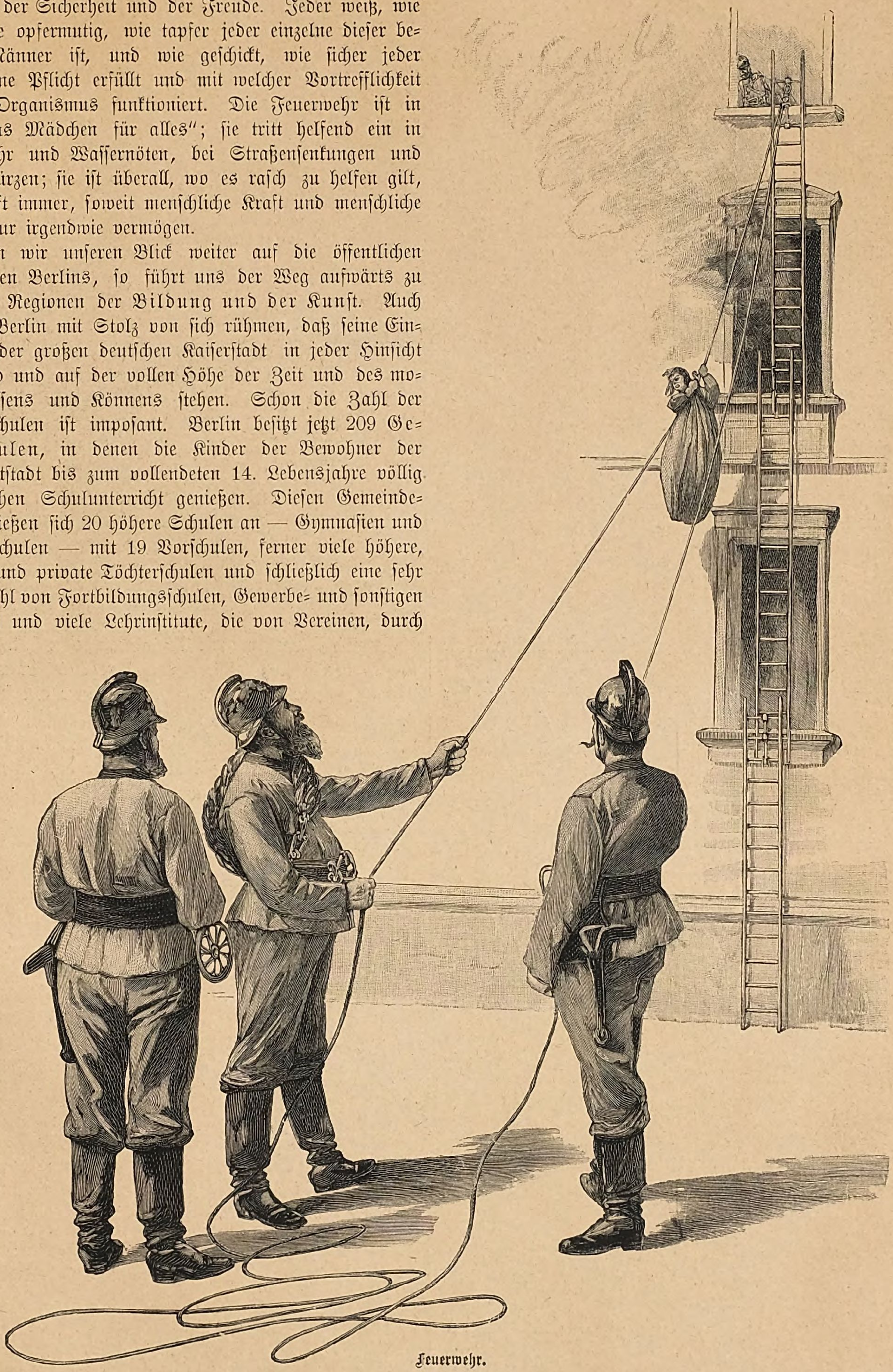
Ein Findling.

krankungen bestehen 22 „Sanitätswachen", von denen alle Tag und Nacht geöffnet sind und welche stets einen Heilgehilfen, zumeist einen Arzt sofort disponibel haben. Und für die Fälle schwerer und leichterer Erkrankung existieren in Berlin nebst den großen städtischen Krankenhäusern und dem staatlichen, mit der Universität verbundenen Krankenhause, der „Charité", verschiedene Krankenhäuser, die durch Privatstiftungen erhalten werden, und zahlreiche „Kliniken", in denen die Patienten unentgeltlich ärztliche Behandlung erhalten. Irren-, Blinden- und Taubstummen-Anstalten schließen sich diesen nützlichen und wohlthätigen Instituten an.

Und ferner darf man zu den Einrichtungen, die für den Schutz gegen Unfall und Unglück bestimmt sind, mit Fug und Recht auch ein Institut nennen, das, in seiner Art geradezu mustergiltig, der Stadt Berlin zum Stolz gereicht: Es ist die Berliner Feuerwehr. Die Organisation der Feuerwehr in Berlin ist die denkbar vollkommenste. Fast in allen Straßen befinden sich sogenannte Feuermelder, die beim Eintritt eines Feuers oder eines schweren Straßenunfalls durch ein elektrisches Signal die nächste Wache — es bestehen deren in Berlin vierzehn — benachrichtigen. Auf den Wachen ist nun alles so angeordnet, daß das ganze dienstthuende Personal in der Zeit von drei Minuten, nachdem das Signal erfolgt ist, in voller Rüstung, mit allen Werkzeugen, Maschinen, Pferden und Wagen in größter Geschwindigkeit die Wache verlassen

und der Unglücksstätte zueilen kann. Wenn die lautschallenden Töne der Glocken der Feuerwehr an das Ohr schlagen, wenn die schweren Wagen mit ihren feurigen Rossen durch die Straßen dahinsausen, regt sich in jedem Bewohner Berlins ein Gefühl der Sicherheit und der Freude. Jeder weiß, wie tüchtig, wie opfermutig, wie tapfer jeder einzelne dieser behelmten Männer ist, und wie geschickt, wie sicher jeder einzelne seine Pflicht erfüllt und mit welcher Vortrefflichkeit der ganze Organismus funktioniert. Die Feuerwehr ist in Berlin „das Mädchen für alles"; sie tritt helfend ein in Feuersgefahr und Wassernöten, bei Straßensenkungen und Häusereinstürzen; sie ist überall, wo es rasch zu helfen gilt, und sie hilft immer, soweit menschliche Kraft und menschliche Kunst es nur irgendwie vermögen.

Richten wir unseren Blick weiter auf die öffentlichen Einrichtungen Berlins, so führt uns der Weg aufwärts zu den reinen Regionen der Bildung und der Kunst. Auch hier kann Berlin mit Stolz von sich rühmen, daß seine Einrichtungen der großen deutschen Kaiserstadt in jeder Hinsicht würdig sind und auf der vollen Höhe der Zeit und des modernen Wissens und Könnens stehen. Schon die Zahl der Elementarschulen ist imposant. Berlin besitzt jetzt 209 Gemeindeschulen, in denen die Kinder der Bewohner der Reichshauptstadt bis zum vollendeten 14. Lebensjahre völlig unentgeltlichen Schulunterricht genießen. Diesen Gemeindeschulen schließen sich 20 höhere Schulen an — Gymnasien und Ober-Realschulen — mit 19 Vorschulen, ferner viele höhere, öffentliche und private Töchterschulen und schließlich eine sehr große Anzahl von Fortbildungsschulen, Gewerbe- und sonstigen Fachschulen und viele Lehrinstitute, die von Vereinen, durch mit ihren zahlreichen Anstalten, die technische Hochschule in Charlottenburg, die akademische Schule für bildende Künste und die Hochschule für Musik — die höchsten Anstalten der



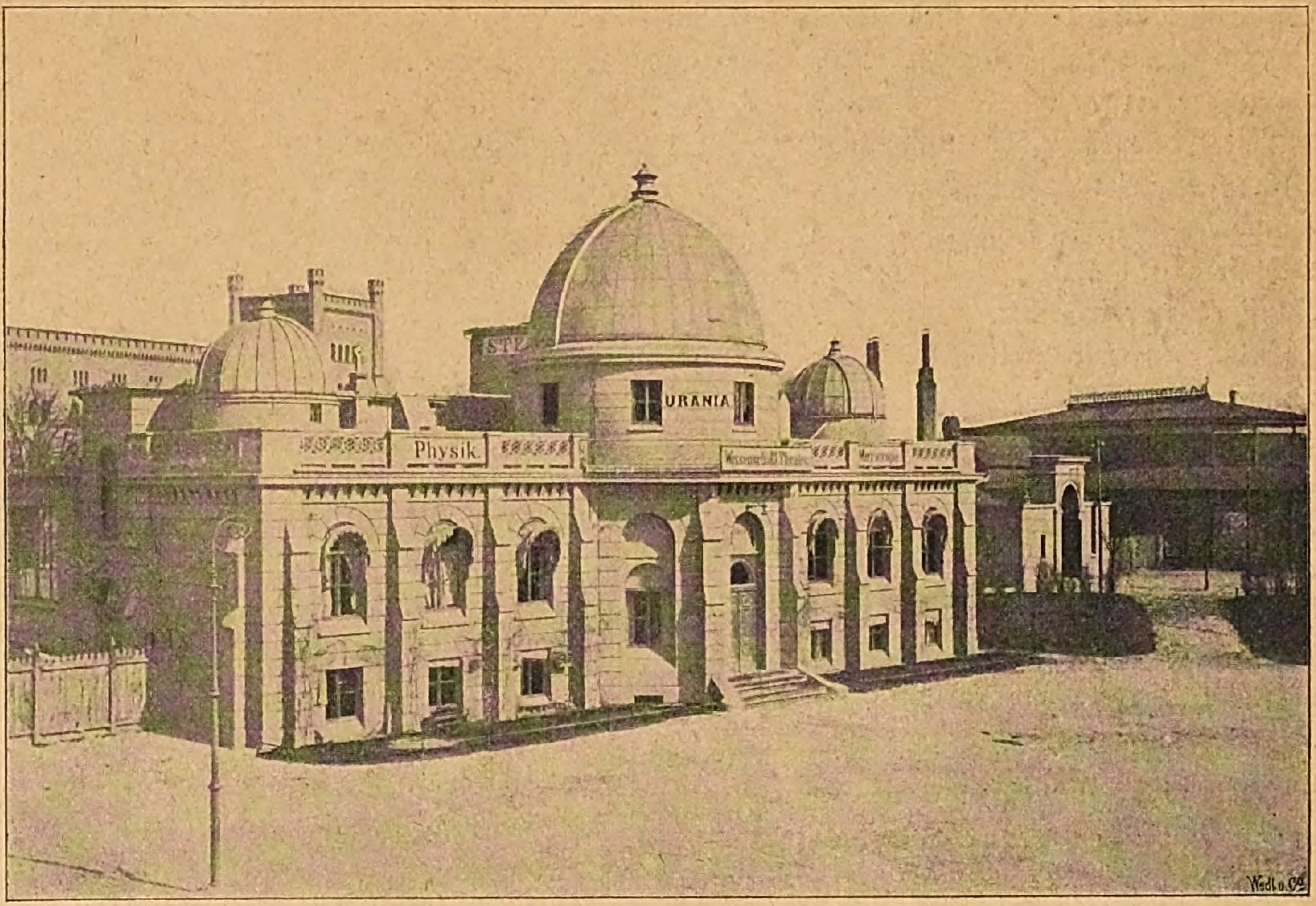
Feuerwehr.

Stiftungen u. dgl. erhalten werden. Es ist ein stolzer geistiger Bau, den sich Berlin mit seinen Bildungs-Anstalten errichtet hat, ein Bau, der seine Krönung erhält durch die großartigen und weit bewährten akademischen Institute, durch die Universität Bildung, über denen gleichsam als die letzterreichbare Stufe unseres Wissens und Könnens die Akademie der Wissenschaften und die Akademie der Künste thronen.

Ja, Wissenschaft und Kunst nehmen in Berlin doch den

gebührenden hohen Rang ein, obgleich man der deutschen Kaiserstadt den Vorwurf macht, daß sie vorwiegend eine militärische Stadt ist. Aber nur ein Blick in die Museen und die Sammlungen zeigt, daß auch die Kunst in Berlin liebevolle Pflege erfährt. Wohl können sich die Berliner Kunstsammlungen noch lange nicht mit denen anderer kunstliebender Residenzen messen. Die deutsche Hauptstadt wird von München, von Dresden und im Auslande von Paris, Wien und London übertroffen. Aber die Kunstsammlungen Berlins gleichen Berlin selbst — sie sind allzu neuen Datums, sie haben noch keine Geschichte. Die Zeit ihres Bestehens läßt sich nach Jahrzehnten feststellen, und innerhalb so kurzer Zeit läßt sich keine Sammlung anlegen, die mit großen, historisch berühmten Gallerien konkurrieren kann. Gleichwohl bieten unsere Museen weit mehr, als man vermutet; seit ihrem Bestehen ist eine Arbeit geleistet worden, die in jeder Hinsicht imponiert. Einzelne Museen, so z. B. das Museum für Völkerkunde — übertreffen sogar an Großartigkeit und Reichhaltigkeit alle Institute, die in dieser Art auf dem Kontinente existieren.

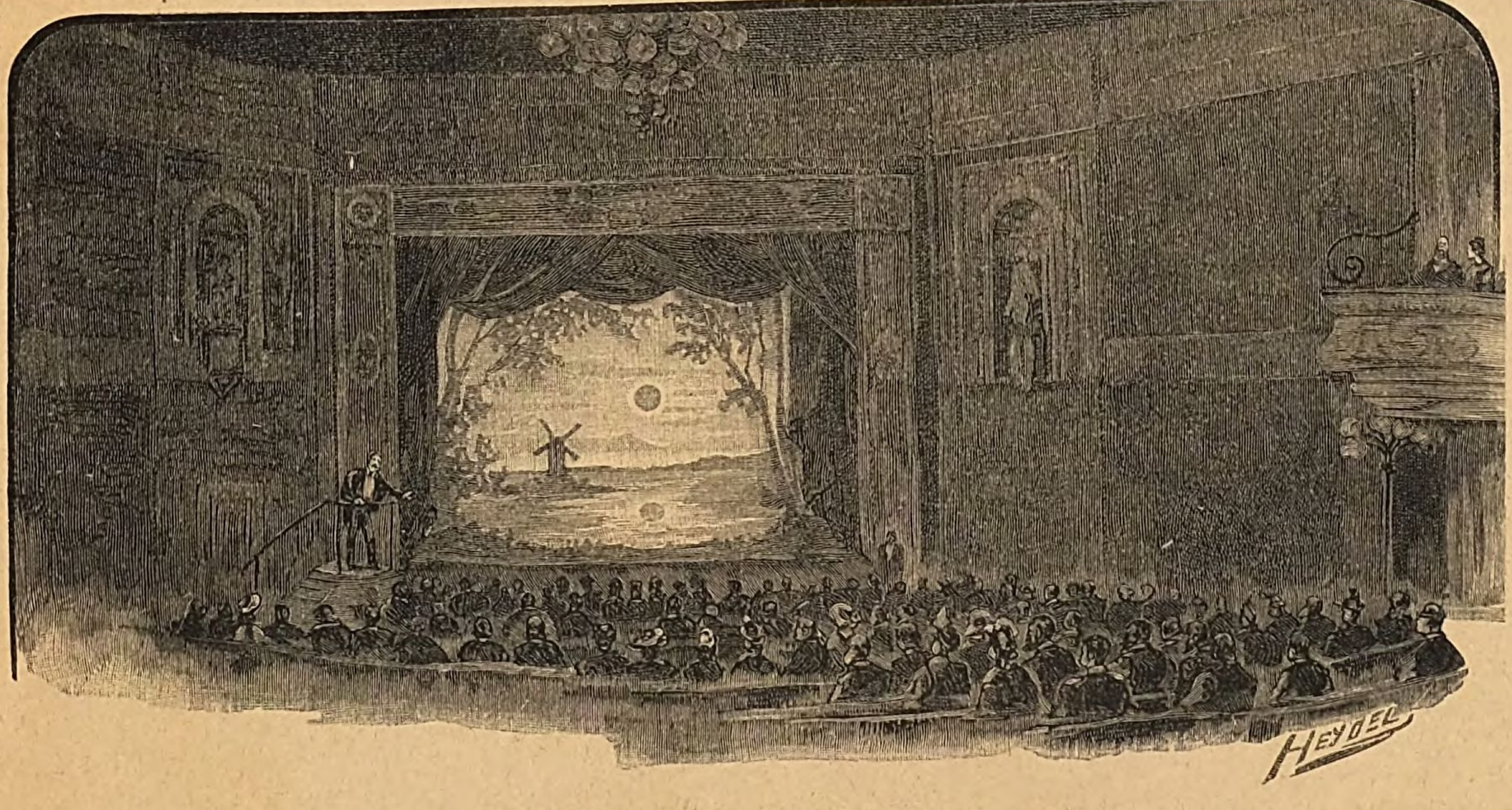
Obenan steht unter den großen Kunstsammlungen das von Meister Schinkel erbaute Alte Museum, ein herrlicher Bau mit einer von achtzehn jonischen Säulen getragenen Vorhalle, zu welcher eine breite Freitreppe hinaufführt. Aus der Vorhalle tritt man in die Oberlicht-Rotunde, aus dieser in den Götter- und Heroensaal, dem sich die übrigen Säle anschließen. Die großangelegten Gemäldegallerien mit Werken älterer Meister aller Nationen befinden sich im ersten Stockwerk. Durch einen Gang verbunden ist mit dem Alten Museum, das hinter diesem gelegene Neue Museum, in welchem sich die großartigen Sammlungen der bildenden Kunst fortsetzen.



Die Urania.

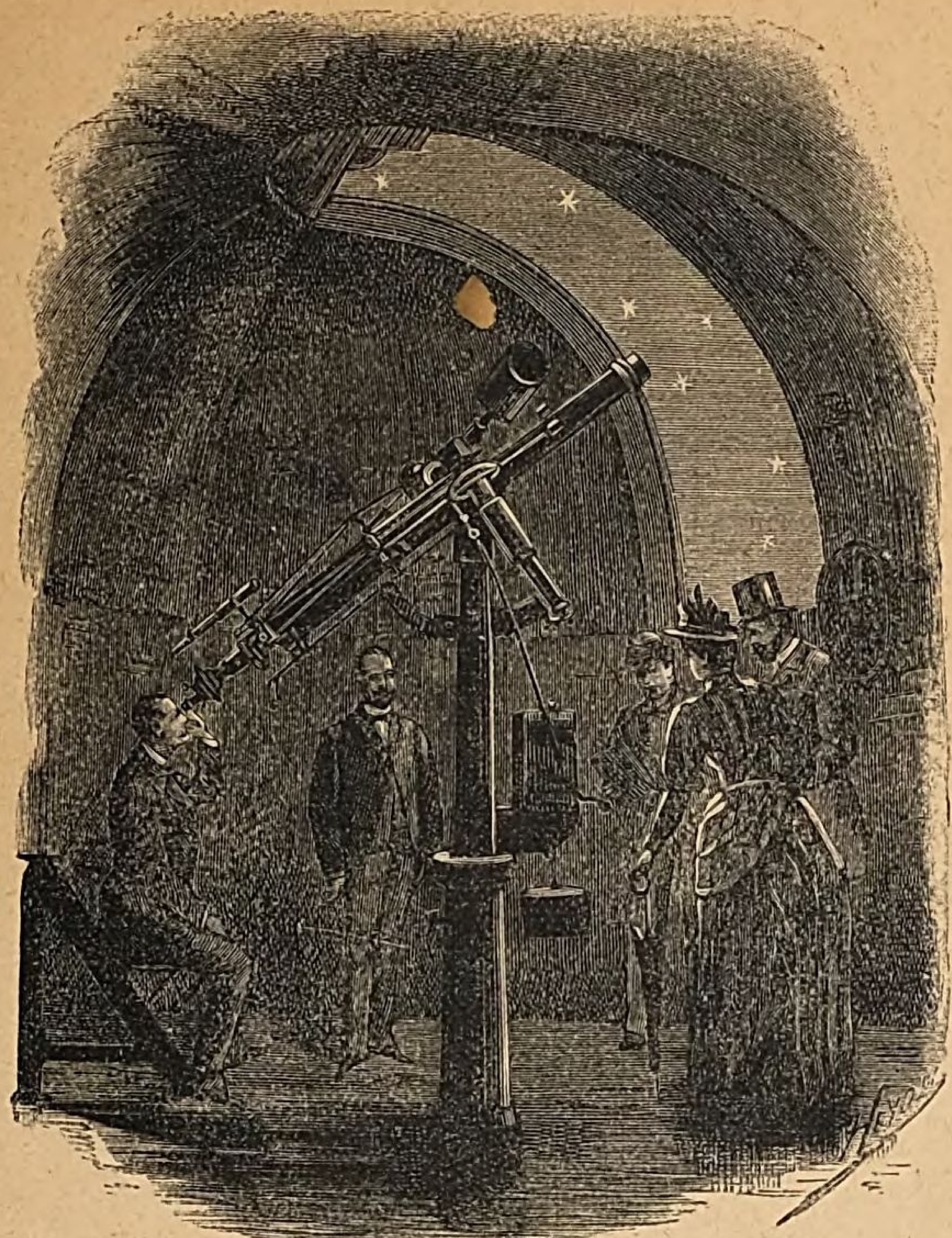
Östlich von diesen beiden Museen erhebt sich mitten zwischen dorischen Säulenhallen die National-Gallerie, auf einem Gartenplatz, der mit einer Fontaine und plastischen Kunstwerken geschmückt ist. Der Bau gleicht einem herrlichen korinthischen Tempel mit einer achtsäuligen Vorhalle und einer Apsis und ist ringsum mit Skulpturen geschmückt. Die Sammlungen der Nationalgallerie enthalten Gemälde und plastische Werke neuerer deutscher Meister, in ihrer Art jedenfalls die größte und kostbarste Kunstgallerie in Deutschland.

Diesen nur der Kunst dienenden Museen schließt sich das gewaltige Museum für Völkerkunde an, ein stolzer ernster Palast, in welchem alles aufgestapelt ist, was für die Kultur und die Geschichte der Menschheit in allen Erdteilen und bei allen Rassen charakteristisch ist. Ein Besuch im Museum für Völkerkunde lehrt mehr, als eine Bibliothek von zahlreichen Bänden erzählen kann. Und in unmittelbarer Nachbarschaft dieses imposanten Instituts für die Erkenntnis der menschlichen Kultur, liegt der schöne Bau des Kunstgewerbe-Museums, das in seinem Inneren bedeutende Sammlungen von Möbeln, Holzarbeiten, Stickereien, Metallarbeiten, Gläsern, Gipsabgüssen u. s. w. enthält. Eine große Zahl anderer Museen bietet bestimmte, in sich abgeschlossene, charakteristische, historische oder wissenschaftliche Sammlungen.



Wissenschaftliches Theater der Urania.

Dazu gehört in erster Reihe das Zeughaus ferner das Hohenzollern-Museum mit einer die Geschichte des Hauses Hohenzollern und der preußischen Fürsten illustrierenden Sammlung, das Märkische Museum mit



Sternwarte der Urania.

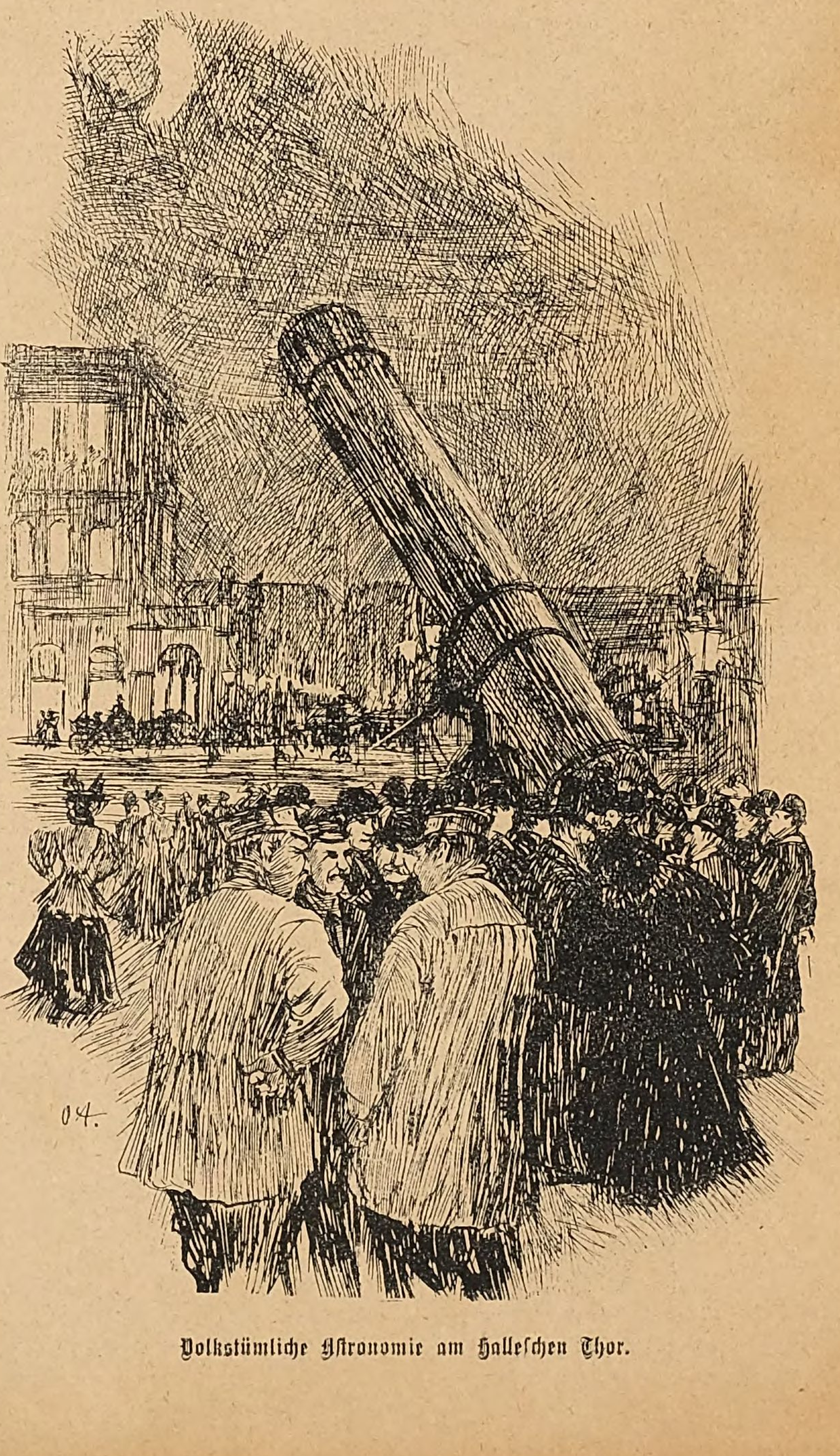
historischen, kulturhistorischen und naturgeschichtlichen Sammlungen der Mark Brandenburg und das Reichspostmuseum, das die ganze Vergangenheit der Post sowie des öffentlichen Verkehrs überhaupt vom Altertum bis auf die Gegenwart fortführt.

Unter den wissenschaftlichen Sammlungen, die dem Publikum zugänglich sind, fesseln den Besucher am meisten das Museum für Bergbau und Hüttenwesen ferner das großartige Museum für Naturkunde, welches bedeutende Sammlungen aus der Mineralogie, Geologie und Zoologie umfaßt, das botanische Museum, das sich an den herrlichen botanischen Garten anschließt, und das Hygiene-Museum, das eine schöne Sammlung aus den Gebieten des Rettungswesens und der Gesundheitspflege bietet.

Und zu diesen Anstalten gehören noch zwei Institute, die als öffentliche Schaustätten wissenschaftliche Belehrung mit angenehmer Unterhaltung in sich vereinigen, nämlich die „Urania“ und der „Zoologische Garten“. Die „Urania“ hat sich mit ihrer Sternwarte, mit ihrem „wissenschaftlichen Theater“, in welchem sowohl streng wissenschaftliche, wie auch populäre Vorträge, in Form von Bühnenstücken mit prachtvollen Dekorationen und Wandeldioramen, gehalten werden, ferner mit ihren physikalischen und elektrotechnischen Sammlungen längst einen großen Ruf weit über Berlin, ja weit über Europa hinaus erworben. Das Institut steht mit seiner Art der unterhaltenden Belehrung ganz einzig da. Es ist eine völlig originale Schöpfung, eine Anstalt, wie sie nur im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik entstehen konnte.

Eine Specialität in seiner Art ist aber auch der „Zoologische Garten“. Er ist der Liebling der Berliner, ein bevorzugter Zusammenkunftsort des vornehmsten Publikums und der kleinen Leute. „Kleine Leute“ in doppeltem Sinne genommen. An Sonntagen, und besonders an jenen, an denen der Eintrittspreis auf 25 Pfennige herabgesetzt wird, ist der Zoologischische Garten überfüllt. Ganze Familien wandern hinaus, um sich am Anblick der Tierwelt, die in größtem Reichtum und größter Mannigfaltigkeit aus allen Zonen der Erde vertreten ist, zu ergötzen. Bei dem großen Umfang des Zoologischen Gartens und bei der Menge der Tiere, ist man mit dem Schauen und Bewundern nicht so bald fertig. Unterdessen amüsiert sich die junge Welt auf den Spielplätzen oder mit Kameel- oder Elephantenreiten, während sich die Blasierteren bei den Klängen der Militärmusik unterhalten. Das vornehme Publikum aber besucht den Zoologischen Garten meist nur an Wochentagen. Die Jugend kann sich nur schwer satt sehen an den vielgestaltigen Erscheinungen der lebenden Natur; für die Erwachsenen jedoch ist der Zoologische Garten ein Rendezvous-Ort, wo man sich an Sommerabenden trifft.

Noch vor wenigen Jahren hatte der Zoologische Garten für die Sonntage eine scharfe Konkurrenz an der Hasenheide. Auf dem weiten Raume zwischen dem Süden und Südosten Berlins und dem großen Dorfe Rixdorf dehnte sich auf der flachen Sandebene die Hasenheide aus, eine richtige Heide, die stellenweise mit Bäumchen bestanden war. Diese Heide war im Sommer einer der volkstümlichsten Unterhaltungsplätze. Große Restaurants mit Militärmusik, kleinere Kneipen mit sogenannten „Künstler-Konzerten“, kleine Specialitätentheater, Singspielhallen, Schaubuden mit echten und unechten Sehenswürdigkeiten, improvisierte Cirkusse, Schießbuden, Karussells und Volksbelustigungen aller Art drängten sich dicht aneinander und gestalteten den Besuch in der Hasenheide zu einer fröhlichen Unterhaltung. Mit besonderer Vorliebe wurde die Hasenheide vom Militär und von den arbeitenden Klassen



Volkstümliche Astronomie am Halleschen Thor.

besucht. Jetzt aber ist die Hasenheide, bis auf einen geringen Rest, der großstädtischen Entwickelung und der Baulust zum Opfer gefallen, und an die Stelle der volkstümlichen Vergnügungsstätte ist nunmehr der vornehmere Zoologische Garten getreten, der am Sonntag vollständig das Monopol behauptet.

Und gar nicht weit vom Zoologischen Garten liegt der große herrliche, parkartige Wald, der Berlin von der Stadt Charlottenburg trennt, der Tiergarten. Weithin sichtbar, erhebt sich aus der Siegesallee des Tiergartens die Siegessäule mit der goldglänzenden



In einem Stadtbahn-Coupee.

Gestalt der Siegesgöttin, die ganze Umgebung überragend. Der Tiergarten, der beliebteste, aber auch der schönste Erholungsplatz der Berliner, hat herrliche Partieen. Große Alleen, in denen der Verkehr der Großstadt braust, aber auch sehr viele stille, beschauliche Plätzchen und Gänge, von denen die Luisen-Insel, die Rousseau-Insel, der Goldfischteich und der Seepark von geradezu wunderbarem landschaftlichem Reiz sind. Berlin ist ja im ganzen nicht gerade arm an Parkanlagen. Da giebt es im Norden den prachtvollen Humboldthain, im Osten den schönen Friedrichshain, im Süden den Viktoriapark mit seinem effektvollen, weithin sichtbaren, künstlichen Wasserfall, im Südosten, am Schlesischen Thor, den großen Treptower Park, der den Schauplatz der Gewerbe-Ausstellung 1896 abgiebt. Der schönste Park bleibt aber doch der Tiergarten, nicht nur durch seinen Umfang, sondern auch durch seinen großen Reichtum an herrlichen Waldpartieen, die mit ihrer idyllischen Ruhe und Stille vollkommen die Nähe der Großstadt vergessen lassen.

Aber man ist selbst in der stillsten Allee, auf dem lauschigsten Plätzchen des Tiergartens dem Weltstadtgetriebe näher, als man ahnt. Noch vor einem Jahrzehnt dehnte sich im Norden und im Süden dieses herrlichen Parkes weites, unbebautes Terrain aus, der Wald schien sich rechts und links endlos hinzustrecken. Jetzt ist er von einem festen Ring von Mauern umschlossen, die Riesenstadt hat



6 Mark Strafe wegen Benützung einer falschen Wagenklasse auf der Stadtbahn.

ihre Polypenarme auch um den grünen Wald geschlungen, und ihn fest eingeengt. Geht man aus einer der stillen Alleen nur einige Schritte vorwärts, so hört man hier das Sausen der elektrischen Bahn, die zwischen dem Brandenburger Thor und Charlottenburg verkehrt; dort ertönt das Geklingel der Pferdebahn, die, von Moabit ausgehend, zu den meisten am Tiergarten belegenen Straßen führt, und an einer anderen Stelle hört man das Schnauben und Rasseln der Berliner Stadtbahn, die bei einer Station in der Nähe von Charlottenburg den Tiergarten kreuzt.

Und die Stadtbahn, diese großartigste Schöpfung des modernen Verkehrs, bringt uns von dem westlichen Ende des Tiergartens innerhalb kurzer Zeit mitten in den Trubel der Großstadt hinein. Wir fahren in einem langen Bahnzuge brause an unser Ohr. Wir treten hinaus, und plötzlich sind wir mitten im Gedränge der Menge, mitten im wildesten Hasten und Jagen der Weltstadt. Welche Fülle von Bildern, welche wilde Flucht von Erscheinungen! Da rast die Masse vorbei in tausendfältigen Gestalten, hier ertönt das Geschrei eines Zeitungs- und Extrablattverkäufers, dort die Lockrufe eines Händlers, der Mignon-Hündchen unter dem Arme und in den Taschen trägt, da drängt sich ein Dienstmann mit einem gewaltigen Plakat, das einer Fahne gleich auf einer Stange angebracht ist, durch die Massen; dort bringt ein schnell vorüberfliegender Zweiradfahrer einige Passanten in Gefahr, und dazwischen tönt das Gerassel zahlloser Fuhrwerke, erschallen fortwährend die lauten Zurufe der Kutscher, während das Donnergepolter des Stadtbahnzuges oben auf der Brücke



Der Neue See im Tiergarten.

hoch über der Straße, gleichsam über die Köpfe der Menschen hinweg. Der Schienenweg zieht sich auf Viadukten, über Brücken, zwischen Häusern, über Straßen hinweg, Berlin fast in der Mitte durchquerend und dabei wie ein fester Gürtel die ganze Stadt umfassend. Vom Waggon aus sieht man das Getriebe der Menschen unten auf Straßen und Plätzen — ein wunderbares Bild, das kein Gemälde wieder zu geben vermag — und von unten aus sieht man in Abständen von je wenigen Minuten die langen, waggonreichen Züge hin- und herfahren, immer neue Menschenmassen bringend, immer neue Massen in sich aufnehmend, als sei die Zahl der Menschen in Berlin endlos, ungeheuer, unerschöpflich.

Wir steigen auf einer der Hauptstationen der Stadtbahn, auf dem Centralbahnhof in der Friedrichstraße ab. Zugleich mit einer großen Schar von Reisenden schreiten wir die Stufen hinunter. Wir befinden uns noch in der Vorhalle des Bahnhofs, und schon dringt undeutliches, aber gewaltiges Ge- zu dieser Höllenmelodie den Baß abgiebt, dem als Diskant das laute, heftige Geklingel der Pferdebahnen in der Nähe, antwortet. Es ist ein Tohuwabohu von Geräuschen, ein wildes Chaos von Bildern, das Tag und Nacht hindurch unseren Augen sich darbietet; denn selbst in der Nacht stockt der Verkehr der Droschken und Omnibusse nicht. Der Eindruck, den man in der Friedrichstraße, in der Nähe des Centralbahnhofs nur einen Moment lang empfängt, bleibt unvergeßlich in der Erinnerung haften.

Aber gerade mit seiner übergewaltigen Vielgestaltigkeit ist dieser Punkt am Centralbahnhof gleichsam das lebendig gewordene Wahrzeichen Berlins. Vielgestaltig, großartig, überwältigend großartig ist das Ganze, es imponiert, wo man es packt. Und in seiner stetig aufsteigenden Entwickelung kann man heute schon die deutsche Kaiserstadt mit vollem Recht nennen: Berlin, eine Leuchte der Welt.

Vereinigte Dampfbuchbindereien
Baumbach & Co. Berlin.

Stein, Gerhard

Ganz Berlin für Eine Mark!

Berlin [1896]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11789976-2